Gesammelte

Erzählungen und Novellen.

Von

Levin Schücking.

Gesammelte

Erzählungen und Novellen

von

Levin Schücking.

Fünfter Theil.

Hannover.
Carl Rümpler.
1866.

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

Inhalt.

Der Erbstreit.

Erzählung.

„Und wirst Du nicht für den Winter in die Stadt ziehen, lieber Onkel . . . es ist ja ganz unmöglich, es den Winter über in dieser Einsamkeit auszuhalten!“

Der junge Mann, der diese Worte sprach, stand mit dem Arm an einen Kaminsims gelehnt und blickte dabei auf einen schlanken Herrn mittler Größe im Alter von etwa fünfundvierzig Jahren nieder, der sich bequem in einen Lehnsessel gestreckt hatte und in die Flamme blickte, welche im Kamine flackerte und sich sehr wohlthätig in dem kleinen alterthümlich eingerichteten Salon fühlbar machte . . . draußen herrschte eine feuchte, kühle Nebelluft und verkündete das Nahen des Herbstes.

„Mein lieber Max,“ versetzte der Angeredete, „ich will Dir eine Antwort auf Deine Frage geben und sie mit einer moralischen Nutzanwendung für Dich begleiten, wenn Du mir noch eine von den

Cigarren giebst, welche Du rauchst und welche so viel besser sind, als die Deines Onkels . . ."

„In der That," versetzte lächelnd der Neffe, „Du hast eben nicht das Glück, einen Onkel zu besitzen, der so freigebig für Deine Bedürfnisse sorgt, wie ich, und mußt deshalb schlechtere Cigarren rauchen — recht schlechte, nebenbei gesagt — hier ist mein Etui!"

Der Onkel wählte sich eine der Cigarren aus, worauf sein Neffe ihm Feuer darreichte, und dann sagte er mit einem leichten Seufzer: „Sieh, Max, das Leben ist eine lange und schmerzliche Uebung im Verzichten. Ein großes fortgesetztes Entbehren von guten Cigarren und von höheren Glücksgütern, das ist es, was uns die große Welt täglich, stündlich empfinden läßt. Sie zeigt uns unaufhörlich die ganze Fülle der Dinge, denen wir entsagen müssen. Also, was kann man Klügeres thun, als aus der großen Welt fortbleiben? Sich abwenden von dem, was uns einen Stachel in die Seele drückt, weil wir uns dabei sagen: Das Alles, Alles ist nicht für dich! Und deshalb habe ich mich entschlossen, der Welt den Rücken zuzuwenden und sie zu vergessen.

Ich werde den Winter hindurch in dieser Einsamkeit bleiben."

„Ich finde Deine moralische Nutzanwendung nicht ganz moralisch, lieber Onkel, und noch weniger philosophisch. Die große Welt kann nichts haben, was stachelnde Wünsche in einem Manne wie Du hervorriefe, und irdische Güter können unmöglich das Gefühl eines schmerzlichen Entbehrens in Dir erregen!"

„Es ist sehr hübsch, wie Du mir den Text liesest, Max," erwiderte lächelnd der Onkel. „Ich habe es immer gesagt, wenn wir Aeltern nichts taugen, so kommt es nur daher, weil unsere jungen Leute uns nicht gut erzogen haben! Und Du, Max, wenn Du Dich um die Erziehung Deines Onkels ein wenig mehr gekümmert hättest, würdest schon längst wahrgenommen haben, daß bei ihm von Philosophie gar nicht zu reden, daß bei ihm ein höchst bedauerlicher Mangel daran zu beklagen ist."

„In der That, Onkelchen . . . ist das Dein Ernst?" versetzte Max lachend. „Nun, Du siehst mich bereit, alles Mögliche zu thun, um Dich in philosophischem Entsagen auf alle Arten von Lebens-

genüssen zu stärken ... ich werde Dein Theil davon auf mich nehmen und gewissenhaft mit dem meinigen ausschöpfen!«

»Und unterdeß, glaubst Du, werde das Entbehren hier in der Einsamkeit mich zum Philosophen machen? Ach, Ihr junges Volk, wie wenig wißt Ihr davon, wie es uns Aeltern eigentlich um's Herz ist! Philosophie! Ihr, Ihr habt gut Philosophen sein! So lange man jung ist, so lange man in dem Traume befangen, was wir entbehren, ersehnen, wonach unser ganzes Sein strebt, das Alles werde uns das Leben in der nächsten Zukunft schon ganz pflichtschuldig bringen, da ist es leicht zu harren, sich zu gedulden. Wenn wir aber, wie ich, so ein Jahrzehnt nach dem andern in die Zukunft hinein geharrt und uns in's Alter hineingeträumt haben — da kommt plötzlich eine Stunde, wo die Geduld ein Ende erreicht. Geht denn dieser Vorhang nie auf, sagen wir uns, vor dem wir so lange saßen und auf dessen Aufrollen wir sehnsuchtsvoll warteten, als ob dahinter eine Fülle glänzenden Glücks verborgen sei? Wann beginnt endlich das Stück Leben, in dem wir eine glänzende Rolle spielen sollen, wie uns das ja schon an der

Wiege gesungen ist, wie es unsere Träume ausmalten, unsere Aspirationen uns gewährleisteten? In der That, der Vorhang geht nicht auf, nie; das Stück spielt nicht; die Censur des Schicksals hat es gestrichen! — Sieh, Max, das ist ein sehr unangenehmer Augenblick im Leben, wo wir uns das sagen, wo wir uns nicht mehr verhehlen können, daß wir die Stunden, in denen wir dem Leben hätten abgewinnen können, was es allenfalls noch bietet, in einsam pinselhaftem Hoffen und Sehnen und Warten auf viel höheres, unendlich idealeres Glück verloren haben . . . und bei dieser unangenehmen Entdeckung mögen viele wohlgeschulte und achtungswerthe Seelen sich den Trost der Philosophie gefallen lassen; sie mögen mit einem alten Autor, etwa mit Boëthius de consolatione philosophiae zu Bett gehen und sich in den Schlaf lesen. Aber es giebt auch Seelen, die anders fühlen und für die ein alter Autor mit allem seinem Troste — ein alter Tröster ist, den sie ingrimmig in die Ecke schleudern, verzweifelnd mit Faust ausrufend:

Und Fluch vor allem der Geduld!"

„Und zu diesen Seelen gehörst Du, Onkel?" fragte Max ein wenig erstaunt.

„Stellenweise!“ versetzte der Onkel trocken, die Asche seiner Cigarre in den Kamin schleudernd.

„Aber dann,“ fuhr Max nach einer Pause, in welcher er vergebens erwartet hatte, daß sein Onkel das Gespräch fortsetzen werde, fort — „dann begreife ich nicht, weshalb Du Dich hier in die Einsamkeit einsperrst und nicht lieber in die Welt zurückkehrst, wo Dir doch so mancher Genuß noch zu Gebote steht . . .“

„Noch!“ fiel der Onkel bitter lächelnd ein . . . „Du bist sehr gütig, mich noch nicht völlig zu den der Welt abgestorbenen Greisen zu rechnen! Aber was soll ich in der Welt? Ich gehöre nicht zu ihr. Ich bin ein Bücherwurm. Bei meinen Büchern muß ich bleiben. Ich möchte reisen; — ich bin nicht reich genug dazu. Also was kann ich Besseres thun als zu Hause bleiben und arbeiten? Hätt' ich Haus Markholm bekommen, so wäre Alles anders!“

„Ja, Markholm!“ sagte der Neffe mit einem Seufzer. „Wäre dies unglückliche Verhältniß nicht, so hättest Du hier, wenn auch die Güter uns verloren sind, doch wenigstens den Verkehr mit Morgenfelds, doch wenigstens ein befreundetes Haus!“

„Wovon jetzt freilich nicht die Rede sein kann,“ sagte der Onkel — „ich werde nie ihre Schwelle betreten, nie dulden, daß sie über die meine kommen!“

„Morgenfeld soll ein sehr unterrichteter Mann, eine gewinnende Persönlichkeit sein ... die Tochter sehr gebildet —“

„Ich weiß nur, daß er durch Unrecht besitzt, was mein gehört, und ich hasse ihn,“ versetzte der Onkel hart. „Ich hasse ihn nicht, weil sein Unrecht ihn reich und mich arm machte, sondern weil er den alten angestammten, von den Vätern uns bestimmten und gewährleisteten Besitz uns vorenthält und weil er in fremde Hände bringen wird, was unserm Geschlechte gehört, so lange es auf Erden besteht!“

Max stieß einen leichten Seufzer aus; ihm war das, was am Herzen seines Onkels nagte, nicht just der Hauptkummer, und ererbte oder neue Güter, vorausgesetzt, daß sie sein gewesen, waren ihm ziemlich gleich viel werth; aber sie waren eben nicht sein, oder vielmehr die seines Onkels, dessen Erbe er war, und das war eben die Seite der Sache, welche ihm einen Seufzer erpreßte.

Er warf dann einen Blick durch's Fenster in den Garten hinaus und sagte:

„Die Sonne dringt durch die Nebel . . . ich will meinen Morgenspaziergang zu den Dohnen machen und auch meine Flinte mitnehmen . . . vielleicht liefere ich Dir etwas in die Küche.“

„Vorausgesetzt, daß sich ein Hase in den Garten des Pfarrers verirrt,“ antwortete der Onkel lächelnd.

„O nein,“ fiel Max ein wenig erröthend ein, „die Frau Pfarrin hat mir erklärt, es sei große Wäsche bei ihr heut und da könne man mich nicht gebrauchen . . .“

„Das bedauere ich,“ versetzte der Onkel, „denn ich wollte Dich bitten, mir das Buch zurückzuholen, welches Du Fräulein Elisabeth geliehen hast und das sie schwerlich gelesen hat.“

„O, da irrst Du, Onkel,“ erwiderte Max sehr lebhaft; „wenn Du sie kenntest, würdest Du Dich überzeugen, wie gründlich gebildet sie ist und wie dies Werk ganz und gar nicht über ihren Horizont hinausliegt, sondern im Gegentheil ihr tiefes Interesse einflößt.“

Der Onkel zuckte die Achseln.

„Wirklich?“ sagte er. „Nun, Du mußt es

wissen ... Fräulein Elisabeth ist dann ein Phönix und stößt mit ihrem Interesse die ganze Erfahrung Deines Onkels um, daß die Weiber wissenschaftliche Interessen immer nur affectiren ... ein wahres Interesse nehmen sie nur an möglichst gedankenlosen und breitgetretenen Romanen, und auch das nur, um sich mit ihren eigenen Liebeleien darin wieder zu finden ..."

„O ketzerischer Onkel!" rief Max lachend aus.

„Nun, vielleicht wirst Du auch hierin meine Erziehung vollenden und meine Vorstellungen berichtigen," sagte der Onkel gutmüthig. „Unterdeß will ich an meine Arbeit gehen und wünsche Dir Waidmanns Heil, wenn Du jagen willst, ohne große Hoffnungen für die Küche darauf zu setzen; ein hübscher junger Mann mit blonden Locken und blühenden Wangen und Deiner griechischen Nase hat nicht immer Glück — bei den Hasen!"

Er stand auf und ging in sein anstoßendes Arbeitszimmer, während der Neffe den Salon verließ, um sich für seine Jagdstreiferei zu rüsten.

Eugen von Markholm setzte sich an seinen Arbeitstisch und nahm die Feder auf, um an dem Manuscripte weiter zu arbeiten, das vor ihm lag.

Aber die Arbeit schien ihm schwer zu werden. Er warf mehrmals die Feder fort und blickte nachdenklich in den grünen Wipfel der Linde, welche vor seinem Fenster stand.

„Es ist merkwürdig," sagte er nach einer Weile leis für sich hin, „wie schwer es ist, zu denken! Ich will denken, um schreiben zu können, und ehe wenig Augenblicke vergehen, sitz' ich in Träumereien verloren. Wie viel Menschen mögen immer nur träumen, wenn sie zu denken glauben!"

Was war der Gegenstand seiner Träumereien? Brütete er über dem Verhältniß, von welchem er zuletzt mit seinem Neffen gesprochen, über den Verlust der Güter, an denen seine Seele hing, nicht weil er irdischen Besitz höher schätzte, als er verdient, sondern weil in ihm ein stark ausgebildeter Familiensinn lag, weil er einsam in der Welt stand und sich einsam fühlte und weil ein Gefühl in ihm lag, als werde sein Entbehren von Weib und Kind einen Ersatz finden, wenn er Herr in den Räumen sei, wo seine Väter, von Weib und Kind umringt, an ihrem häuslichen Heerd gesessen und wo er von den Erinnerungen an ihr Familienleben umgeben sei? Vielleicht ist damit sein Gefühl zu klar und

bestimmt ausgesprochen; es war vielleicht nicht gerade das, was er fühlte; es war eben nur das Gefühl eines großen Mangels in seiner Existenz und der Wahn, mit dem zurückgegebenen Erbe werde ihm ergänzt sein, was ihm fehlte.

Er hatte den Kopf auf den Arm gestützt und die Arbeit von sich geschoben.

„Ich kann heute nicht schreiben," sagte er sich nach einer Weile — „der Verleger muß warten. Ich kümmere mich nicht das Mindeste darum, was meine Helden machen, denken und sagen . . . wenn das so fort geht, werde ich endlich gar nicht mehr schreiben können; je mehr wir das Leben kennen lernen, je reifer unser Urtheil wird, je ausgebildeter unsere Kraft der Darstellung — desto mehr verlieren wir die liebenswürdige Jugendfreude an den Menschen und Dingen, die uns dazu treibt, sie darzustellen. Liegt im künstlerischen Gestalten eine Freude? Andere mögen es so empfinden. Sie sind dann glücklich. Es gehört das Gefühl von Glück dazu, um schaffen zu können! Ach, schöne Jugendzeit! Wie alt ich werde!"

Er stand auf, nahm den kleinen grauen Hut und seine Handschuhe und schritt in den Salon

zurück, aus dem eine Glasthüre über einige Stufen in den großen Garten führte. Es war ein kleines in Ziegelbau aufgeführtes Haus, fast nur ein Pavillon zu nennen, das er bewohnte; es hatte ehemals zum Gute Markholm gehört, war von Beamten des Gutsherrn bewohnt worden, hatte auch wohl als Wittwensitz der Familie gedient. Mit einem kleinen Areal dazu gehörender Ländereien, einem Gehölz und ein paar Wiesen war es vor langer Zeit schon veräußert worden und durch mehrere Hände gegangen, bis es im vorigen Jahre abermals zum Verkaufe ausgesetzt worden. Als einen ehemaligen Besitz seiner Familie hatte Markholm es mit seinen Ersparnissen an sich gekauft und sich seit einem Vierteljahre darin eingerichtet. Der kleine Besitz, der in hübscher, waldreicher, hügeliger Gegend lag, machte ihm Freude. Er wollte für immer da wohnen bleiben nud nur zuweilen auf Reisen die Welt wiedersehen und in ihr verkehren. Seine einzige Gesellschaft bildete jetzt sein Neffe, seines verstorbenen Bruders Sohn, der auf einer deutschen Universität Medicin studirte, auf des Onkels Kosten; er brachte jetzt die Ferien bei diesem zu.

Markholm wanderte zwischen den mit Buxbaum eingefaßten Beeten seines Gartens hinab, mit dem ihm eigenthümlichen lässigen fast schwankenden Schritt, einem Schritt, den man, wenn Markholm tief in Gedanken versunken war, für den Schritt eines eben von einer Krankheit Genesenden halten konnte, bis man ihn, von einer neuen Gedankenreihe erfaßt, plötzlich kräftig auftreten und in energischer Raschheit weiter schreiten sah. Seine Gestalt war ein wenig vorgebeugt, was ihn kleiner erscheinen ließ, als er war; seine Züge von merkwürdiger Feinheit, von fortwährendem innern Gedankenleben ausgeprägt; als sie noch voll und jugendlich frisch waren, als das Leben und die Arbeit ihnen diese Schärfe noch nicht gegeben, mußten diese regelmäßig gezeichneten Züge auffallend schön gewesen sein. Die ganze Gestalt, wenn sie sich aufrichtete, hatte bei allem Zarten und Feinen des Baues etwas von nachhaltiger und elastischer Kraft.

Er war an's Ende seines Gartens gekommen; die warme heitere Luft, welche die vollen Sonnenstrahlen gebracht, die jetzt längst allen Nebel verflüchtigt hatten, lockte ihn weiter, durch das verwilderte Bosquetgehölz, dann den Gang unter Erlen

und Eschen hinunter, der zwischen zwei Wiesenflächen lag und in ein größeres Gehölz führte. Er ging bis an's Ende der Allee, die durch dies Gehölz geschlagen war, und hier blieb er stehen und lehnte sich auf den niedrigen Schlagbaum, der die Grenze seines Bezirkes bildete. Er blickte auf eine von Gebüschen umgebene Ackerfläche hinaus, hinter welcher sich ein größerer, von mächtigen Eichen und Unterholz gebildeter Wald erhob, der schon zu dem Gute Markholm gehörte.

Er erwartete hier irgendwo Max auftauchen zu sehen, dessen Dohnen in diesem Gehölze aufgestellt waren und der sich hier auf seiner Jagdstreiferei umtreiben mußte. In der That vernahm er nach einer Weile einen Schuß aus dem größeren Walde herüber . . . der junge Waidmann mußte da seine nicht immer von Glück gekrönten Schießübungen anstellen, ein Förster aus der Nachbarschaft hatte ihm die Jagdbefugniß gegeben — aber Max erschien nicht, von keiner Seite tauchte seine hohe schlanke Gestalt mit dem grünen Hut und dem Gemsbart daran auf; Markholm wollte bereits sich wenden, um hinein zu schlendern, als ihn eine Er-

scheinung fesselte, welche etwas sehr Auffallendes in dieser Umgebung hatte.

Von rechts her auf einem Holzwege, der auf das Ackerfeld führte, kam langsam eine Dame geschritten; sie ging, die Augen vor sich auf den Boden gerichtet, an dem Gehölze entlang, an dessen Ende Markholm stand, so daß sie sich ihm näherte; sie war ziemlich groß und eine volle Gestalt, in einfacher, sehr bescheidener Kleidung, in einem dunklen Kleid mit einem Jäckchen von schwarzem Stoff... ohne Hut und ohne Handschuhe und ohne Sonnenschirm ... statt dessen trug sie einen Stock mit einem Berghammer an dessen Ende in der Hand. Als sie näher kam und Markholm ihr Gesicht genauer unterscheiden konnte, blickte er in höchst anziehende Züge — große blaue schwimmende Augen, eine lange, feine, ein wenig gebogene Nase und ein kleiner reizender Mund mit kirschrothen Lippen, die Stirn hoch, auffallend und stark entwickelt, der Teint zart und weiß; das Ganze vielleicht etwas zu scharf, zu durchgearbeitet, um völlig schön zu sein, aber eigenthümlich gewinnend, durch und durch geistig bedeutend und fesselnd durch seinen Ausdruck.

So kam Markholm sehr nahe, ohne ihn zu

gewahren. Dieser hatte volle Muße, ihre Erscheinung in sich aufzunehmen und dabei zu sich zu sagen: „Ohne Zweifel meines Neffen Flamme aus dem Pfarrhaus ... es scheint, die jungen Leute sind schon sehr im Einverständniß; sie schweift auf den Feldern umher, wo er durch unnütze Schüsse das Wild beunruhigt, was er jagen nennt! Sie treibt da mineralogische Studien? ... Wirklich ... sie nimmt einen Stein auf und zerschlägt ihn mit ihrem Berghammer! ... Also das ist seine ‚gebildete' Elisabeth! Wahrhaftig hübsch und anziehend genug!"

Das junge Mädchen hatte die Stücke des Steins, den sie zerklopft und genauer beschaut, wieder fortgeworfen; als sie dann sich aufrichtete und weiter schritt, nahm sie plötzlich Markholm wahr.

Als sie ihn erblickte, blieb sie, ihm schon dicht gegenüber an der andern Seite des Schlagbaums, stehen und maß ihn mit einem etwas verwunderten Blick, ohne irgend ein Zeichen von Erschrecken zu verrathen; sie sah ihm ruhig in's Gesicht, wie erwartend, daß er sie anreden würde.

„Suchen Sie Gold im Quarz, oder Amethyst-

drusen auf diesen Feldern, Fräulein?" fragte er mit einem etwas spöttisch lautenden Tone.

„Nein," sagte sie ruhig; „aber ich suche!"

„Suchen . . . was?"

Sie fixirte ihn mit ihren großen Augen in einer ganz eigenthümlichen Weise.

„Suchen Sie nicht auch?" sagte sie dann . . . „oder sind Sie nicht Eugen Markholm?" setzte sie dann mit ein wenig unsicherer Stimme hinzu.

„Der bin ich," sagte er lachend; „und Sie haben Recht, ich suche auch . . . aber keine Steine auf unsern Ackerfeldern."

Sie zog ein paar ziemlich schwere Steine aus der Tasche ihres Kleides hervor und legte sie, wie um sich zeitweise von der Last zu befreien, seitwärts auf den Schlagbaum, dann stützte sie sich auf diesen und sagte:

„Dann haben Sie die Worte nicht verstanden: ‚Auch die Steine werden reden.'"

Markholm schüttelte mit dem Kopfe.

„Die Steine werden reden, wie die Felsen, die Alpen, die Meere, wie die große Harmonie, die durch alle Schöpfung tönt — der Stein dort aber, der eckige Kiesel, den Sie trotz seines Pfundgewichtes

mit sich einhergetragen haben, wird schwerlich jemals reden — wenigstens nichts, was mich interessirt!“

„Es ist kein Kiesel, sondern ein hier selten vorkommendes Mineral. Ich sehe freilich, daß Sie nichts davon verstehen.“

„Diese ‚gebildete‘ Elisabeth ist der richtige Blaustrumpf!“ sagte sich Markholm, während er sich selbst gestehen mußte, daß die ganze Erscheinung ihn eigenthümlich berührte. Laut antwortete er:

„Es ist so viel zu suchen und zu finden in der lebendigen Schöpfung, daß die todte Diejenigen nicht anziehen kann, welche einmal in jener zu suchen begonnen haben.“

„Das ist wahr,“ versetzte das junge Mädchen nachdenklich; „dafür ist aber in jener lebenden so viel geforscht, daß sie uns wenig Enthüllungen mehr geben kann, während man die todte erst jetzt recht zu durchforschen beginnt und nun täglich die wunderbarsten Entdeckungen macht.“

„Es mag sein, daß man große Aufschlüsse, ungeahnte Erfolge erreicht auf dem neuen Wege des Forschens,“ erwiderte Markholm. „Die schärfsten Geister haben sich in diese Bahnen geworfen und dadurch der Zeit ihre Signatur gegeben. Alle

Kräfte wenden sich der Durchforschung der Natur zu; das öffentliche Interesse, möchte man fast sagen, blickt nur noch nach dieser Richtung. Aber es ist das eine Strömung, die in ihrer Ausschließlichkeit keine Dauer hat. Wie in wunderbarer Prophetie hat Goethe schon diese Richtung der Gegenwart und — auch ihr Ende vorhergesehen und charakterisirt ... im Faust, ganz im Anfang des Werks:

'Wie Alles sich zum Guten webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Mit segenduftenden Schwingen
Harmonisch all' das All durchdringen!'

Ist das nicht ganz dasselbe, was unsere heutige Naturforschung triumphirend ausruft?"

„So ungefähr! Und dann?"

„Dann folgt sehr bald eine trübe Enttäuschung! Unmittelbar darauf! Faust ruft aus:

'Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur!
Wo faß ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste wo, ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quillt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?'

Ja, vergebens! Der Naturgeist, den er sich

heraufbeschworen, stößt ihn grausam zurück ‚in's ungewisse Menschenloos'; das Dämonische der Natur überwältigt ihn, es läßt ihn kraftlos, fassungslos zusammensinken, bis er die verhängnißvolle Phiole ergreift, bei der ihm die einzige Rettung zu bleiben scheint, und als er den Rand der tödtlichen Schale schon an den Lippen hat — was giebt ihm das Leben wieder? Etwas aus einer ganz anderen Welt, Klänge aus einer Sphäre, die weit hinaus liegt über allem dem, worin er die Quelle der Erkenntniß und das Heil gesucht!"

„Sie haben den Faust gut auswendig gelernt," sagte die Dame nachdenklich und fast nur, wie um etwas auf dies Alles zu sagen.

„Sind Sie nicht meiner Meinung," fuhr Markholm sehr rasch und mit einem Zucken der Mundwinkel, in dem etwas Satirisches lag, fort — „daß Faust hier typisch ist für die Richtung, welche heute die Forschung angenommen hat, indem sie ungläubig, sich emancipirend und von den Dogmen einer Zeit, die lang in ein enges dumpfes Mauerloch gebannt saß, jetzt plötzlich rastlos mit Hebeln und mit Schrauben der Natur abzuzwacken strebt, was sie ‚deinem Geist nicht offenbaren mag'? Und glauben

Sie, daß das Ende ein anderes sein wird, als eine große verhängnißvolle Enttäuschung? Alles Durchforschen der Natur langt immer wieder an Punkten an, wo nicht allein die Schranke des Forschens ist, nein, wo der Forscher sich gehöhnt sieht, wo die Natur ihm wie eine Sphinx boshaft zuzurufen scheint: stürz' dich in den Abgrund, meine Räthsel lösest du doch nicht!"

Als Markholm damit geendet hatte, schwebte wieder, und stärker als vorher, jenes satirische Lächeln um seinen Mund.

Die junge Dame beobachtete es; sie sah ihn scharf an — dann sagte sie:

„Das ist sehr geistreich und gescheidt, Alles, was Sie da sagen — aber haben Sie es nicht gesagt, um —"

„Nun?"

„Um ein armes Frauenzimmer, das Ihnen zu gelehrt vorkommt, ein wenig mit Gedanken zu überströmen und zu sehen, wie sie in dem Sturzbad zappelt und dann gedemüthigt es aufgiebt, sich darin zurecht zu finden?!"

„Ich hätte beabsichtigt, Sie zu demüthigen?!"

rief Markholm ein wenig betroffen und vielleicht nicht ganz ohne Schuldbewußtsein aus.

„Nun, vertheidigen Sie sich nicht so laut dagegen!"

„Wenn mir aber daran gelegen ist, von Ihnen nicht falsch beschuldigt zu werden, soll ich mich dann nicht vertheidigen?" sagte Markholm.

Die Dame schien wieder nach Spuren der Ironie in seinen Zügen zu forschen; dann sagte sie:

„Die Männer mequiren sich so gern über ein Mädchen oder eine Frau, die, wenn auch nur aus Thätigkeitstrieb, den Kreis ihrer Bildung in eine Sphäre ausdehnen möchte, welche die Männer als ihre ausschließliche Domäne betrachten. Mineralogie, glaub ich, gehört zu diesen Domänen?"

„Mineralogie wird dazu gehören — allerdings! Das Sammeln dieser garstigen Steine macht die Hände schmutzig."

„Sehen Sie, Sie spotten wieder!"

„Ich spotte wahrhaftig nicht. Und was ich eben sagte, war mein voller Ernst; ich wollte Sie — um es ehrlich zu gestehen — ein wenig bekehren von einem kleinen Gelehrtenstolze auf Ihre naturwissenschaftliche Richtung."

„Wenn Sie die Natur nicht interessirt, wie können Sie dann die Einsamkeit, in der Sie doch so ganz an die Natur gewiesen sind, aushalten?" fragte das junge Mädchen, ihn fortwährend forschend ansehend.

„Wer sagt Ihnen, daß ich die Natur nicht liebe? Ich forsche nur nicht in ihr: ich überlasse es der Welt, mir von selbst entgegenzutragen, was man wichtiges Neues entdeckt und erforscht — ich suche nicht selbst!"

„Und befriedigt das Sie?"

„Vollständig! Man muß nicht Alles wissen, Alles umfassen wollen — man muß auch geistig kein Völler und Schwelger sein, indem man Alles wissen, Alles in sich aufnehmen will. Man muß, wenn der Geist mit voller Kraft und blühender Gesundheit sich auf seine Arbeit concentriren und Tüchtiges darin leisten soll, ihn bei weiser Diät halten."

„Es ist wahr," sagte die Dame, den Redenden sehr nachdenklich anschauend — „man darf aber auch kein geistiger Gourmand sein."

„Wie verstehen Sie das?" fragte Markholm, ein wenig betroffen.

„Man darf nicht blos mit dem, was uns frappirt, was pikant ist, was man als den Rahm oben abschöpft, seinen Geist nähren, weil man ihn dann verweichlicht."

Markholm sah sie groß an. Es lag Etwas in diesen Worten, was ihn wie ein Vorwurf traf.

„Aber nun muß ich gehen," sagte die Dame. „Leben Sie wohl!"

„Und die Steine?" erinnerte Markholm.

„Ich vergesse sie nicht; ich werde sie morgen holen — sie sind mir zu schwer heute, denn ich habe noch mehr in der Tasche."

„So will ich sie mit mir nehmen und Ihnen senden, Fräulein!"

„Ich will Ihnen die Mühe nicht machen; lassen Sie sie nur hier, ich hole sie mir morgen selber!"

Sie sagte das mit einer Bestimmtheit, daß Markholm nicht weiter seine Dienste anbieten konnte; sie nickte ihm ernst einen Gruß und ging.

Markholm verbeugte sich; die Dame setzte ganz wie vorher ihre suchende Wanderung fort und verschwand am Ende des Ackerfeldes auf einem Fußwege, der in den Wald führte.

Markholm sah ihr lange gedankenvoll nach.

„Merkwürdig," sagte er sich dann — „ein merkwürdiges Geschöpf! Diese Ruhe, womit sie dich ansieht, als ob sie in deiner Seele lesen wolle, und dir Dinge sagt, als ob sie noch viel mehr sagen könne! Und dabei des leichtsinnigen, flotten Max Flamme — Seltsam . . . Die mit ihrem Ernst und ihren strengen Gedanken, und der Windbeutel mit seiner sorgenlosen Heiterkeit ... wie hat sich das gefunden!"

Er wandte sich und kehrte heim. Er wollte jetzt die abgebrochene Arbeit wieder aufnehmen, aber die Arbeit gelang ihm weniger noch als vorher. Als Max endlich in sein Studirzimmer trat und ihm meldete, daß das Mittagsmahl aufgetragen sei, sagte er:

„Treibt Deine Elisabeth Mineralogie?"

„Ach ja — Unsinn!" versetzte Max . . . „der Alte ist auf alle möglichen unnützen Kiesel und Steine versessen, und sie sucht ihm deren zuweilen."

„So? . . . sie scheint ein Blaustrumpf!"

„Hast Du sie denn gesehen, gesprochen?"

„Nun ja — hat sie Dir denn das nicht schon erzählt — sie war doch auf dem Wege zu Dir, in

den Wald hinein, den Du mit Deinen Schüssen unsicher machtest!"

„In der That?" rief Max lebhaft und mit dem Tone des Verdrusses aus — „auf dem Wege in den Wald begegnete sie Dir? Und ich Esel mußte gerade heute den Einfall bekommen, Hasen draußen auf der Haide zu suchen!"

„Deren Du doch nicht einen einzigen fandest!"

„Da irrst Du sehr, mein theurer Onkel — ich fand ihrer drei — aber sie liefen mir quer über den Weg, und weil das Unglück bedeutet, zog ich vor nicht darauf zu schießen, um nicht unnütz mein Pulver zu verlieren."

„Das war sehr weise gehandelt!" lachte der Onkel. „Und nun komm' zu Tisch!"

Am Abende, als Max von einem abermaligen Ausfluge heimkam, sagte er:

„Elisabeth will nicht eingestehen, daß sie im Walde gewesen sei, am allerwenigsten Deine Auslegung gelten lassen, daß sie mich dort habe finden wollen."

„Wie könnte sie Dir das auch gestehen, jetzt, wo Du das Verbrechen begangen hast — nicht dagewesen zu sein," versetzte Markholm lächelnd. „Wes-

halb bist Du so ungeschickt, es nicht voraus zu wissen, wenn solch eine Dame den Einfall bekommt, in den Wald zu gehen?"

„Ach, so ist Elisabeth sonst nicht! Hat sie Dir den Eindruck eines capriciösen Wesens gemacht?"

„Nein, nicht gerade ... im Gegentheil, sie sieht sehr offen und aufrichtig aus ihren großen blauen Augen."

„Und diese großen gedankenvollen blauen Augen sind prächtig, nicht wahr, Onkel?"

„Sie sind eigenthümlich sprechend, in der That!"

„Hast Du nicht ihr merkwürdig reiches blondes Haar bewundert?"

„Ihr blondes Haar — ja, sie hat blondes Haar!"

„Und so schön und reich!" fuhr der Neffe fort. „Und hast Du je Züge gesehen, Onkel, aus denen mehr Sinnigkeit und weiches Gemüth spricht?"

„Nun," versetzte der Onkel skeptisch, „es ist immer ein wenig gefährlich, in den Zügen eines Menschen und namentlich denen eines jungen Mädchens lesen zu wollen. Das A B C dieser Schrift ist nicht recht festgestellt."

„Es giebt aber doch Züge, die so unverkennbar und deutlich den Charakter aussprechen . . .“

„Mag sein, daß sie ihn aussprechen; aber es ist ein verzweifelt gewagter Schluß, daß nun auch der Charakter wirklich da sei. Wer weiß, woher der Ausdruck stammt! Vielleicht hat Deine Elisabeth ihre Züge von einer sehr sinnigen Großmutter geerbt, die ihrer Enkelin wohl ihr Gesicht, aber durchaus nicht ihren Charakter hinterließ. Man hat solche Fälle!“

„Es thut mir leid, daß Elisabeth so wenig Deine Eroberung gemacht hat. Aber ich vergaß, daß Du ein Junggesell und also auch ein Verächter der Frauen bist!“

„Ein Verächter der Frauen? Das ist ein verkehrter Ausdruck. Man soll keine Kategorie von Wesen, die der liebe Gott nun einmal geschaffen hat, wie sie sind, verachten! Lange Haare und kurze Sinne hat der liebe Gott ihnen nun einmal gegeben — was können sie daran ändern?“

„Es ist wahrhaftig schade, daß Du in dem Punkte solch ein Philister bist, lieber Onkel; nimm mir's nicht übel. Wenn Du eine recht tüchtige ge-

scheidte Frau gewählt hättest, würdest Du anders über die Frauen denken."

„Nun, um Dir's zu gestehen, lieber Max, ich war nicht immer solch ein Philister. Es gab eine Zeit, wo ich alle möglichen idealen Dinge in den Frauen erblickte — in jeder weißen Hand den Strauß ‚himmlischer Rosen' sah, bereit, sie einem ehrlichen Manne in sein ‚irdisches Leben' zu flechten. Ich warb auch um einen solchen Strauß und eine solche Hand. Ich wollte keine Haushälterin, keine Frau für die Küche und Wäschekammer, ich suchte ein feingebildetes, mit Verständniß für meine geistigen Beschäftigungen begabtes Wesen. Ich fand es ... sie war reizend, schelmisch, vielumworben, verwöhnt, und was ihre Bildung angeht, so schrieb sie schöne Stellen aus englischen und französischen Romanen aus und machte die geschmackvollste Toilette. Ich hing mein ganzes tiefes, leidenschaftliches Herz an sie, ich betete sie an . ."

„Und sie?"

„Sie betete mich wieder an — sie ließ es mich durch die bezauberndsten Koketterien erkennen, sie schrieb mir die entzückendsten irisduftenden Billets. Aber auf meine ehrlichen Bewerbungen — als diese

dringender wurden, erwiderte sie, daß ihr Charakter zu sehr an Unabhängigkeit gewöhnt sei, als daß sie ihre Freiheit dahin geben könne, und daß sie zu viele Bedürfnisse habe, um einen armen Mann, der nur von seiner Feder lebe, zu heirathen."

„Abscheulich!"

„Weshalb? Sie war ein Frauenzimmer und handelte in ihrer Weise ganz folgerichtig. Und meine grammatikalische Bildung wäre ja auch nicht vollendet worden, wenn ich nicht gelernt hätte, was eine Kokette bedeutet. Das Lehrgeld war freilich etwas schwer: eine gefährliche langwöchentliche Krankheit! Aber ich machte nie wieder den Versuch, für den Nipptisch meines Lebens mir solch eine zierliche Porzellanfigur zu gewinnen — Anderes würde sie nie geworden sein!"

„Und in Deinen Romanen schilderst Du doch die Frauen so ganz anders, daß man glauben sollte, Du stelltest sie himmelhoch . . ."

„Das ist natürlich . . . der Mensch muß Etwas lieben. Ich flechte meinen erdichteten Frauen die Perlen in's Haar, welche ich an die wirklichen fortzuwerfen gewarnt bin!"

„Ich möchte fast behaupten, Du kennst die Frauen gar nicht!“

„Desto besser für mich, mein Sohn!“ brach Markholm das Gespräch ab, indem er sich in seinen Sessel vor dem Kaminfeuer warf, um mit untergeschlagenen Armen in die Flamme zu blicken und lange Zeit in Träumereien zu verfallen. —

Als Markholm am andern Morgen an seiner Arbeit saß und die Zeit heranrückte, in welcher er gestern seinen Spaziergang gemacht hatte, blickte er lange wie sinnend den Zeiger der kleinen Standuhr an, die ihm gegenüber neben einem großen Blumenstrauße auf dem Tische stand. Er sah, wie der Zeiger allmählich derselben Stunde zurückte; dann nahm er die Feder wieder auf und schrieb ein paar Worte, und darauf warf er sie nieder und stieß etwas wie einen leisen Ruf des Unwillens aus.

„Ich weiß in der That nicht,“ sagte er sich, „was mich nun schon den ganzen Morgen über der Frage brüten läßt: wird sie kommen und ihre Steine holen oder nicht? Es ist wahrhaftig nicht wichtig genug, daß es mir alle meine Gedanken abzuschneiden braucht!“

„Hinausgehen werd' ich aber doch müssen,“

sagte er dann plötzlich aufstehend; „ich will sehen, ob sie kommt, und noch einmal ein Gespräch mit ihr suchen. Es ist mir doch nicht einerlei, weß Geistes Kind sie ist, wenn mein Neffe ein ernstliches Verhältniß mit ihr begonnen hat und er daran denkt, sie zu heirathen, eine Idee, die ziemlich fest von seinem blonden Kindskopf Besitz genommen zu haben scheint, vorausgesetzt, daß sie ihn nimmt, was mir nicht ganz als wahrscheinlich vorkommt — sie scheint doch geistig zu bedeutend für ihn und ist auch zu alt für ihn . . . sie schien mir wenigstens fünfundzwanzig Jahre zu haben, wenn nicht mehr!"

Es ward seltsam: während Markholm diesem letzteren Gedanken nachhing, kam nicht etwa ein Gefühl der Theilnahme über die mögliche Demüthigung und Enttäuschung und den Herzenskummer, der daraus für Max entstehen würde, über ihn; es lag im Gegentheil etwas Beruhigendes, Befriedigendes für ihn in diesem Gedanken. Und da Markholm seinen Neffen liebte, so mußte wohl etwas wie ein Vorgefühl, daß die beiden jungen Leute doch nicht für einander passen würden, in ihm sein.

Markholm schlug, als er draußen war, denselben Weg ein, den er am gestrigen Tage genommen. Er

erreichte nach fünf Minuten dieselbe Stelle an der Grenze seines kleinen Gebiets, an der er gestern gestanden hatte. Er sah schon von weitem die Steine ruhig auf dem Schlagbaume liegen. Bisher war Elisabeth also nicht dagewesen. Nach Max hatte er sich auf dem Wege vergeblich umgesehen. Max war vielleicht heute im Walde — pünktlicher als gestern. Aber er sah ihn nicht, weder ihn noch seine Diana, seinen großen Vorstehhund, der ihn immer umschwärmte.

Nachdem Markholm eine Weile, mit den Armen auf den Schlagbaum gestützt, dagestanden und über die gelben Stoppeln der Ackerfläche fortgeschaut, nahm er wie aus Langerweile einen der Steine Elisabeth's auf und betrachtete ihn. Der Stein schien allerdings kein „Kiesel", wie er ihn gestern verächtlich genannt, sondern war wie aus zwei Bestandtheilen zusammengebacken — der eine Theil war offenbar gewöhnlicher Quarz; der andere aber, ein hellgelb streifiges Mineral, war etwas, dessen Name und Eigenschaften nicht mehr innerhalb Markholm's naturwissenschaftlicher Kenntnisse lag.

„Kurioses Spielzeug für eine Dame!" sagte er, indem er den Stein wieder hinlegte. „Ist es möglich,

daß ein Weib so etwas kennen lernt, sammelt und ein Interesse dafür gewinnt — anders, als um entweder vor Andern oder vor sich selber mit ihrem Wissen zu kokettiren? Max sagt zwar, sie sammle nur, um ihrem Vater die Sachen zu bringen. Es ist möglich! Aber mir gegenüber erwähnte sie nichts davon, sie gab eigenes Interesse vor — vor mir wurde mit der Gelehrsamkeit kokettirt!"

Er blickte auf, weil er in der Entfernung etwas Helles aufleuchten sah — es war noch hinter den Gesträuchen des Hohlweges am Ende des Feldes — dann kam es aus dem Hohlwege heraus — sie war es, seine Bekanntschaft von gestern.

Sie war ganz dieselbe Erscheinung; auch nicht die geringste Veränderung an der Toilette; ohne Sonnenschirm wieder und statt dessen mit ihrem leichten Berghammer bewehrt.

Aber sie kam rascher an dem Gehölz entlang geschritten als gestern, und ihr Haupt war nicht mehr suchend dem Boden zugewendet.

Als sie den Schlagbaum erreicht hatte, sagte sie mit einem Tone offenbarer Ueberraschung und einem leichten Erröthen:

„Ah — Sie? Machen Sie täglich um diese Stunde einen Spaziergang bis hierher?"

„Nein," versetzte Markholm, der nicht wußte, woher ihm eine gewisse Beklommenheit kam, die sich seiner bemächtigt hatte, während er sie auf sich zuschreiten sehen, — „nein, ich komme heute nur, um zu sehen, ob Sie wirklich die schweren garstigen Steine holen würden."

„Zweifelten Sie daran?"

„Ja!"

„Weshalb?"

„Weil ich in der That nicht glaubte, daß das Interesse einer Dame für solche Dinge so weit gehen würde . . . daß sie die Wissenschaft Wissenschaft sein lassen würde, wenn es schwere Steine dabei zu schleppen giebt!"

Sie sah ihn mit ihren großen Augen wieder forschend an. Es war ein Blick, der für Markholm fast etwas Unbehagliches hatte. Was hatte sie in diesen merkwürdigen Augen für eine Gabe des Durchschauens, was für eine Macht, in der Seele zu lesen . . . denn Markholm war es so, als ob sie das wolle und könne, in seiner Seele lesen, und als ob er sich dessen, was er darin in

diesem Augenblick von Unglauben und Spott hegte, ein wenig vor ihr schämen müsse.

„Ich habe Ihnen schon gestern gesagt," versetzte sie dann, indem sie ruhig einen der Steine aufnahm, „daß Sie nichts davon verstehen. Sehen Sie diesen Stein an. Sehen Sie, dies da nennt man Quarz . . ."

„Und dies da? Quark?" fiel er, auf das gelbstreifige Mineral deutend, ein.

Sie schüttelte mitleidig den Kopf.

„Nein, nicht so," antwortete sie völlig ernsthaft, „sondern Stronzianit. Stronzianit ist ein sehr selten vorkommendes Mineral, aus welchem die Chemie das Präparat herstellt, mit welchem man Bengalisches Feuer macht. Weil Stronzianit selten ist, so ist Bengalisches Feuer etwas sehr Theueres. Ich habe aber jetzt hier auf diesen Feldern Stronzianit in Menge gefunden. Ich habe die Landleute darauf aufmerksam gemacht und sie sammeln mir nun die Steine. Einen Theil davon hat mein Vater einem Chemiker in der Residenz gesandt — fallen die Versuche befriedigend aus, und bis jetzt hat der Chemiker die besten, vielleicht sogar etwas zu hoch fliegende Hoffnungen — so ist es möglich,

daß ich einzelnen Bauern Hunderte von Thalern auf diese Weise verschaffen kann! Räumen Sie mir jetzt ein, daß Sie nichts von den Sachen verstehen?"

„Das räumte ich Ihnen schon gestern ein!"

„Aber Sie beklagten es nicht, wie Sie es hoffentlich jetzt thun werden — hätten Sie etwas davon verstanden, so würden Sie der Wohlthäter dieser Gegend geworden sein!"

„Das würde ich beklagen, wäre ein Anderer als Sie es geworden!"

„Das ist sehr galant! Die Männer werden gewöhnlich galant, wenn sie sich geschlagen fühlen und nicht anders mehr der Anerkennung der Wahrheit zu entschlüpfen wissen!"

„Sie verkennen mich; ich will gern anerkennen, daß Sie mich geschlagen haben und daß Ihr wissenschaftlicher Eifer etwas sehr Praktisches hat ..."

„Das ist nun wieder satirisch gemeint!" sagte sie; „Sie wollen sagen: wenn Du die Sache auch ernst treibst, so ist es doch kein wissenschaftlicher Eifer, Dinge zu suchen, die Geldwerth haben."

„Sind Sie gewiß, daß ich das sagen wollte? Und wenn ich so meinen Unglauben daran, daß

eine Dame sich der Wissenschaft um ihrer selbst willen aufrichtig hingeben könne, verrathen hätte, würden Sie mir das übel nehmen? Wissen Sie denn, ob ich die Wissenschaft so gewaltig hoch stelle, daß ich das Verhältniß eines Menschen zu ihr als den Höhenmesser seines moralischen Werthes betrachte? Ist es nicht möglich, daß mein Glaube, die Frauen kokettiren mit dem Studium nur, aus der Ueberzeugung entspringt, daß sie für etwas Höheres als das Studium geboren, und daß sie das Bewußtsein dessen ewig in sich tragen, mögen sie auch ganze Folianten schreiben oder ganze Quadratmeilen von Leinwand mit Gemälden vollpinseln?"

„Giebt es etwas Höheres als geistiges Schaffen?"

„Für Künstler nicht. Aber für Frauen, ja!"

„Was?"

„Das Leben des Gemüths, die Liebe und der häusliche Heerd!"

Elisabeth sah ihn eine Weile wieder schweigend an; er begegnete ihrem Blick und er fühlte diesmal nicht das, was er vorhin dabei gefühlt, nichts von jenem unbehaglichen Gefühl bei dem Gedanken, daß sie in seiner Seele lesen wolle.

„Diesmal haben Sie Recht, weil Sie sagen, was Sie denken.“

„That ich das früher nicht?“

„Nein. Sie sagten Manches, was Sie sich selbst glauben gemacht hatten.“

„In der That?“ versetzte er spöttisch.

„Ja. Es mag sein, daß Sie Lebenserfahrungen gemacht haben, die Sie dazu veranlaßten. Wenn wir Erfahrungen gemacht haben, so ziehen wir daraus Schlüsse. Diese Schlüsse stehen oft im Widerspruch mit unserer innersten Natur. Dann schwören wir wohl darauf, vertheidigen sie gegen Gott und die Welt, und Männer wie Sie sind im Stande, einen dreibändigen Roman zu schreiben, der gar keine andere Tendenz hat, als die Welt zu unserer Lehre zu bekehren. Im Grunde aber glauben wir selbst nichts davon; im Grunde wissen wir recht gut, daß im Schatze unserer theuer errungenen Lebensweisheit sehr viel Spreu ist.“

„Ich staune über Ihre scharfe Beurtheilung der Dinge,“ versetzte Markholm, in der That ein wenig betroffen von einer Bemerkung, deren Richtigkeit er, was ihn selbst betraf, glaubte einräumen zu müssen. „Aber,“ fuhr er fort, „wie können Sie mit solcher

Bestimmtheit diesen allgemeinen Satz auf mich anwenden — was wissen Sie davon?"

„Ich habe manche Ihrer Schriften gelesen; von dem, was Sie da erzählen, habe ich wenig behalten, ich habe die Unart, nicht sehr gespannt auf das zu lauschen, was mir ein Schriftsteller erzählt; ich bin wirklich leider eine undankbare Leserin, denn die eingebildeten und bald getrösteten Leiden von Roman- und Novellenhelden und Heldinnen interessiren mich wenig. Aber ich achte auf den Mann, der mir erzählt, ich beobachte, wie er es thut, und ich suche herauszufinden, was für ein Mensch er ist."

„Sie sind wirklich eine böse Leserin — ein schlimmes Stück Publikum!" rief Markholm fast ein wenig erschrocken aus.

„Weshalb? Wenn ein Autor das fürchten muß, wenn er kein guter Mensch mit einem warmen Herzen ist, was enthüllt er uns denn in seinen Schriften sein Herz?"

„Aber so muß man sich ja sagen, daß man fortwährend einer moralischen Anatomirung unterworfen ist, so lange Sie ein Buch . . ."

„Es ist nicht so schlimm!" fiel hier heiter lachend Elisabeth ein — „und was macht sich auch ein ge-

lehrter, berühmter Mann daraus, von einem vorwitzigen Mädchen beurtheilt zu werden!"

„Nun," sagte Markholm ... „das kommt darauf an; es könnte Fälle geben, wo er sich sehr viel daraus macht. Und aus meinen Schriften haben Sie heraus gelesen, daß ich mir etwas weiß machen und auch der Welt Dinge aufzubinden strebe, an die ich selber nicht glaube?"

„Ich habe daraus gelesen, daß Sie ein Charakter sind, der sich den Unglauben an die Frauen selbst weiß macht; bei dem das nicht zu den angeborenen Ideen gehört, sondern nur zu den erworbenen, die immer da, wo sie mit den angeborenen streiten, nichts werth sind! Aber nun streiten auch wir nicht länger. Ich möchte," setzte Elisabeth ein wenig leise und zögernd hinzu, „eine Frage an Sie richten, wenn Sie mir dieselbe freundlich beantworten wollen."

„O gewiß, jede!"

„Weshalb fliehen Sie die Welt?" fuhr Elisabeth fort, Markholm wieder groß und offen ansehend, aber dieses Mal mit einem leichten Wechsel der Farbe.

„Weshalb ich die Welt fliehe? Wissen Sie denn, ob ich es thue? Die Welt flieht mich!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Das glaube ich nicht. Einen Mann wie Sie flieht die Welt nicht — sie lockt ihn an sich."

„Was ist die Welt? die Gesellschaft der Menschen, unter denen wir das Glück suchen. Der Magnet des Glücks zieht uns in diesen Strudel. Mich aber hat das Glück immer geflohen, also hat es auch die ganze bunte Menge, die sich um dasselbe drängt."

„Sie versprachen mir, meine Frage freundlich zu beantworten!"

„Thue ich das nicht?"

„Wie einem Freunde . . . nein!"

„Wie einem Freunde? In der That, Sie haben Recht, und wenn Sie mich so fragen, will ich anders antworten — dann aber geben Sie mir erst die Hand wie einem Freunde."

„Gern!" versetzte Elisabeth ohne alle Verlegenheit, und unbefangen wie einem alten Bekannten streckte sie ihm die Hand über den Schlagbaum entgegen.

Markholm nahm sie — anscheinend so un-

befangen; in der That aber fühlte er ein eigenthümliches Klopfen des Herzens in dem Augenblicke, wo die Bitte über seine Lippen gekommen und so lange er ihre Hand in der seinen hielt.

„Nun?“ sagte sie, die Hand ihm entziehend. „Nun sollen Sie mir antworten, wie Sie's versprochen haben.“

„Wohl denn — ich fliehe die Welt, weil sie mich zu viel in Anspruch nahm; weil ich der Ruhe bedurfte und mir selbst gehören wollte; weil mich Erlebnisse, die mich tief verstimmt hatten, dem Reiz der Einsamkeit nachgeben ließen.“

„Und mit dieser Antwort,“ sagte, als Markholm schwieg, Elisabeth nach einer Pause, „muß meine junge Freundschaft zufrieden sein?“

„Das heißt, sie ist nicht damit zufrieden . . . und doch habe ich Ihnen die ganze Wahrheit gesagt. Sie mögen auch von jenen Erlebnissen eins kennen: ich hatte einen höchst wichtigen Proceß verloren, der mich um die Hoffnung meines ganzen Lebens betrog!“

„Einen Proceß? Und das konnte Sie so tief verstimmen?“

„Ja — es handelte sich um die Stammgüter

meines Geschlechts. Die Familie, welche jetzt im Besitz derselben ist, gewann sie, weil sie eine wichtige Urkunde, die sonnenhell mein Recht herausgestellt hätte, unterschlug."

„Unterschlug ... das ist ein kühnes Wort ..."

„Aber nicht gelassen ausgesprochen," fiel Markholm ein, „denn jede meiner Fibern bebt aus tiefer Entrüstung über eine solche Handlungsweise."

Ein kurzes Stillschweigen trat ein. Elisabeth blickte eine Weile nachdenklich zu Boden, dann sagte sie:

„Sind Sie so sicher, daß der Ausdruck „Handlungsweise" der richtige ist? Ist es nicht möglich, daß bei Ihrem Gegner kein böses Handeln statt fand? Vielleicht besaß er die Urkunde nicht, deren Unterschlagen Sie ihm schuld geben! Ich habe gehört, daß in Processen oft die eine Partei es wie eine fixe Idee festhalte, die andere besitze eine Urkunde, die das Recht klarstelle, wenn sie das Document nur herausgeben wolle!"

„Also auch in Processen sind Sie erfahren, Fräulein?" sagte mit etwas satirischem Ton Markholm. „Sie sind eine kleine Allwissenheit. Hier aber ist es nicht so. Es ist durchaus keine fixe Idee von mir, daß sich in dem Archiv auf Haus Markholm

die alte Lehnsurkunde finden muß, worin es bestimmt ist, daß die Güter an die jüngere Linie fallen sollen, wenn der letzte Vasall der älteren nur Töchter hat. Der jetzige Besitzer von Markholm, dieser Herr von Morgenfeld, hat also kein Recht, obwohl er der Gatte der einzigen Tochter des letzten Vasallen aus der älteren Linie ist. So lange der Mannesstamm blüht, kann keine Tochter erben — um sich im Besitz zu erhalten, hat er die Urkunde unterschlagen, vor Gericht wenigstens eidlich deren Vorhandensein abgeleugnet; und damit bin nicht ich allein um mein Erbe betrogen, es sind die Güter meiner Vorfahren in fremde Hände gebracht, der Name meiner Familie wird dem Erlöschen anheimfallen! Können Sie begreifen, daß mich das tief verstimmt oder besser mit Bitterkeit erfüllt?"

„Nur zu sehr! Aber Herr von Morgenfeld ist ein allgemein geachteter Charakter, ein Mann, den man einer so gründlich unehrenhaften Handlungsweise nicht für fähig halten darf — man hat früher so oft alte Urkunden mit großer Verachtung als völlig werthlose Dinge betrachtet, als unnützen Plunder verworfen . . . ist es denn nicht möglich, daß die, um welche es sich handelt, wirklich nicht mehr vor=

handen war? Das Schicksal hat Sie in die Nähe des Herrn von Morgenfeld geführt: thäten Sie nicht wohl, sich ihm persönlich zu nähern, ihn kennen zu lernen, um sich zu überzeugen, ob Sie es mit einem Manne zu thun haben, der ein Meineidiger, ein Betrüger sein kann? Vielleicht werden Sie den Glauben gewinnen, daß es ihm redlich darum zu thun gewesen, die Urkunde herbeizuschaffen, aber daß er es nicht vermochte."

„Sie nehmen sehr eifrig die Partei meines Herrn Vetters," sagte Markholm. „Nun, es ist ja natürlich — Ihr Vater steht als Pfarrer zu ihm, seinem Patronatsherrn, in freundlichen Beziehungen."

„Mein Vater?" fiel Elisabeth aufblickend ein — aber sie schwieg wieder und sah in Markholm's Züge, als ob sie verwundert und überrascht sei — gewiß von der tiefen zornigen Bitterkeit, womit er fortfuhr:

„Mich aber werden vier Pferde nicht dazu bewegen, jemals die Schwelle dieses Mannes zu betreten, den ich hasse mit Allem, was zu ihm gehört!"

Elisabeth hielt noch immer ihre großen prüfenden Augen auf ihn geheftet, dann sagte sie mit einem leisen Seufzer zu Boden blickend:

„Es ist am Ende natürlich! Aber öffnen Sie mir jetzt Ihren Schlagbaum da, das heißt, wenn Sie mir erlauben wollen, meinen Weg über Ihren Grund und Boden fortzusetzen — er ist kürzer für mich."

Markholm öffnete rasch den Schlagbaum, indem er lächelnd sagte:

„Nur, wenn Sie mir verstatten wollen, Ihnen sicheres Geleit auf meinem Grund und Boden zu geben!"

„Auf Ihrem Gebiet sind Sie der Herr!" entgegnete Elisabeth und trat, nachdem sie ihre Steine genommen, den Weg durch die kleine Allee an.

Markholm schritt neben ihr her. Er brachte das Gespräch auf andere Gegenstände, aber Elisabeth war einsylbig geworden — sie ging nicht darauf ein. Sie schritt rasch einher. Als der Garten erreicht war und Beide durch den mittleren Pfad auf die offenstehende Glasthür, die in Markholm's Haus führte, zugingen, sagte er:

„Wenn Sie den kürzesten Weg nehmen wollen, so dürfen Sie nicht um mein Haus herumgehen, sondern müssen sich von mir hindurch führen lassen. Darf ich es? Es würde mir eine große Freude sein . . . eine große, wenn Sie es betreten!"

Elisabeth sah ihm mit einem freundlichen Lächeln in's Gesicht, aber sie antwortete nicht. Als sie am Hause angekommen, schritt sie ohne Weiteres über die Stufen vor der Glasthür und trat hinein. Sie sah sich in dem Salon um, überflog die Bilder an der Wand und trat einer unter dem Spiegel hängenden Photographie näher, die sie aufmerksam betrachtete. Es war ein Portrait von Max.

„Das Original kennen Sie!" bemerkte Markholm.

Elisabeth nickte.

Markholm schien unruhig darüber zu werden, daß sie es so aufmerksam betrachtete.

„Ich möchte Ihnen meine Bibliothek zeigen," sagte er — „hier rechts!"

Sie folgte ihm in sein Studierzimmer. Er schritt auf den dahinter liegenden Raum zu. Aber Elisabeth, schien es, wollte erst das Studierzimmer mit Muße betrachten; dann warf sie einen neugierigen Blick auf den Schreibtisch und auf das Manuscript, an welchem Markholm arbeitete.

„So schreiben Sie . . . immer so fließend und ohne Correcturen?"

„Die Correcturen kommen später, wenn der erste Entwurf niedergeschrieben ist; aber ich sehe Sie mit

einiger Unruhe hier verweilen, Fräulein; gewiß anatomisiren Sie wieder!"

„Und wie so?"

„Wenn Sie schon zwischen den Zeilen eines Buches den Charakter eines Autors lesen, wie sehr werden Sie solche Forschungen anstellen, wenn Sie die Umgebung eines Menschen, die Art, wie er sich eingerichtet hat, und endlich gar seine Handschrift sehen!"

„Sie thun mir Unrecht," sagte sie lächelnd, „mir sind in diesem Augenblick solche verrätherische Gedanken ganz fremd . . . aber da Sie mich darauf bringen, sage ich Ihnen, daß ich aus Ihrer Art, sich einzurichten, schließe, Sie sind ein milder, nachgiebiger und durchaus kein revolutionärer Geist."

„Das mag sein!"

„Auch kein Egoist!"

„Ich danke Ihnen, woraus sehen Sie es?"

„Aus der Art, wie Sie hier sich in Allem nach dem gerichtet haben, was Sie fanden; dem altfränkischen Stil Ihres Hauses haben Sie die Einrichtung angepaßt, dunkel, einfach, die Möbe lalt oder alterthümlich geformt, solide. Sie haben nirgendwo modernen Plunder, Nipptischzierlichkeiten und Kriemskram, ge-

schnitzelte Rähmchen um werthlose Bildchen, Läubchen und Draperiechen angebracht, Sie haben Ihren Geschmack dem Geschmack des Hauses, das Sie fanden, untergeordnet und sich eingerichtet wie ein Mann, nicht wie ein Junggeselle ... das gefällt mir."

„Und richten sich die Junggesellen nicht wie Männer ein?"

„Wenn sie in ein gewisses Alter kommen — nein. Ihre Einrichtungen bekommen dann etwas Altjünferliches — sie beginnen den Mangel des weiblichen Elements zu empfinden und stellen dann Dinge um sich her auf, in denen sich weibliches Element spiegelt — sie wollen es dann wenigstens reflectirt um sich haben, da sie es doch einmal nicht entbehren können."

„In der That," rief Markholm aus, indem er Elisabeth mit einem unverhohlenen Erstaunen ansah, „Sie scheinen über Alles nachgedacht, Alles ergründet zu haben!"

„Ach," sagte sie, sich abwendend und jetzt ihre Schritte der Bibliothek zulenkend, wenn man allein ist, auf dem Lande, so kommen die Gedanken von selbst. Aber jetzt lassen Sie mich in Ihre Bücher-

sammlung sehen . . . da Sie so darauf bestehen, mich in den Hinterhalt zu locken!"

„Hinterhalt? weßhalb?"

„Weil Sie denken, ich würde mich da in voller Glorie als Gelehrte zeigen wollen, damit Sie wieder spotten können!"

„Spotten . . . als ob ich das je gewollt hätte . . . wahrhaftig, Fräulein, Sie thun mir Unrecht ... und spottet man denn einer Freundin — haben Sie den Bund vergessen, den wir geschlossen?„

„O, von einem Bunde weiß ich nichts!"

„Wie — eine Freundschaft wäre kein Bund? Kann es einen ernsteren geben . . . ich wenigstens betrachte ihn als einen sehr ernsten; und Sie wollen einräumen, daß Sie mir nur die Freundschaft vorgespiegelt haben, um mich zum Sprechen zu bewegen und dann das Handschlaggelübde treulos zu brechen?"

„Wie rasch Sie fahren! Freundschaft, Gelübde, treulos . . ."

„Hab' ich nicht Recht?"

Sie schwieg — trat an eines der Bücherrepositorien und nahm ein Buch heraus.

„Wollen Sie mir das leihen?" sagte sie.

„Wollen Sie Ihrem Gelübde treu bleiben? sonst nicht!"

Sie nahm das Buch, ging rasch auf ihn zu, streckte ihm die Hand entgegen und sagte:

„Adieu . . . ich muß gehen — es wird die höchste Zeit!"

Gab sie ihm die Hand auf seine Frage, oder die Hand zum Abschiede? Markholm hatte nicht den Muth zu fragen, sie schritt so rasch davon; er begleitete sie, durch das Haus, über den Hof — an der Hofthür wies sie seine Begleitung zurück; er sah, wie sie den Weg zu dem zehn Minuten entfernten Dorfe einschlug, zu der neben demselben auf einem Hügel zwischen Obstgärten liegenden freundlichen Pfarrwohnung. —

Als Markholm am Abend wie gewöhnlich am Kaminfeuer saß und der am Tage immer so unstete Neffe ihm dabei Gesellschaft leistete, fand Max den Onkel auffallend schweigsam. Er erkundigte sich nicht nach seinen Jagdabenteuern, er hörte nicht zu, wenn Max von seinen bevorstehenden Examenarbeiten sprach, und am Allerwenigsten schien ihm ein angenehmer Gegenstand der Unterhaltung mit Max das Pfarr-

haus zu sein, von dem der Neffe nach einer Weile zu reden anfing.

„Es ist doch eigentlich gut, daß Deine Ferien sich ihrem Ende nahen," begann er plötzlich wie mit einem Anflug übler Laune; „Du treibst mir das Verhältniß zu weit, es wird zu ernst . . . was soll daraus werden!"

Max sah ihn sehr erstaunt an. Bisher hatte der Onkel nichts geäußert, was darauf hindeutete, daß er sich einer ernsten Verbindung zwischen seinem Neffen und der Tochter des Pfarrers, von der Max nach der ersten Bekanntschaft ihm vorgeschwärmt hatte, widersetzen würde. Es konnte, was er jetzt sagte, unmöglich etwas Anderes sein, als ein Ausbruch übler Laune. . . Max hielt es deshalb für räthlich, zu schweigen und nicht energischen Widerspruch hervorzulocken. Er sagte nach einer stummen Pause nur:

„Mein Verkehr im Pfarrhause läßt mich doch Allerlei erfahren, was auch Dich interessiren wird . . . so hat mir Elisabeth heute etwas erzählt, was merkwürdig genug ist . . . von den Morgenfelds drüben!"

„Sie hat Dir von Morgenfelds erzählt? Und was?"

„Es ist eine Tochter da auf Haus Markholm, wie Du weißt, ein junges Mädchen, älter als Elisabeth, aber sehr befreundet mit ihr — sie sehen sich sehr oft, und von der weiß sie es. Während des Processes, als Morgenfelds noch in der Stadt wohnten, hat der alte Herr seinen Sohn, den Rittmeister, auf das Gut gesendet mit dem Auftrag, die Urkunde zu holen — aber der Rittmeister ist zurückgekehrt mit der Versicherung, sie nicht gefunden zu haben. Da ist der alte Morgenfeld selbst hingereist; er soll in dem guten Glauben gestanden haben, die Urkunde spreche ihm die Nachfolge in den Gütern zu, und deshalb sehr darauf erpicht gewesen sein, sie zu erhalten. Aber trotz seiner Versicherung, sie müsse da sein, sein Schwiegervater habe sie ihm in früheren Jahren selbst gezeigt, er wisse bestimmt, in welchem Carton im Archiv sie liege — trotzdem ist auch er zurückgekommen, wie er gegangen. Nun ist in dem alten Herrn der Verdacht aufgestiegen, die Urkunde müsse in der That zu Deinen Gunsten sprechen, und um sein Erbrecht auf die Güter nicht zu verlieren, habe sein Sohn, der Rittmeister, sie beseitigt. Dar-

über ist es zwischen Beiden zu heftigen Scenen gekommen und der Rittmeister hat seinem Vater die Beschuldigung zurückgegeben und ihm gesagt, ebenso gut könne er selber bei früheren Anwesenheiten in Markholm die Urkunde unterschlagen haben . . ."

„Schönes Verhältniß zwischen Vater und Sohn!" rief Markholm aus, „Einer nennt den Andern Spitzbube — und es ist nur fraglich, wer von Beiden Recht hat."

„Schwerlich der Alte," fuhr Max fort, „denn der Rittmeister ist so empört gewesen, daß er bis jetzt seine Eltern nicht wieder gesehen hat; und vor einigen Wochen hat er an den Vater geschrieben, er wolle mit den Markholm'schen Gütern nichts zu schaffen haben, er verzichte darauf für immer!"

„Ein Edelmuth, der sich wohl daraus erklärt, daß er sich mit einer Banquierstochter verlobt hat, die ihm unsere Güter überflüssig macht!"

„Wahrscheinlich!" sagte Max. „Aber die Freundin Elisabeth's ist nun die Erbin der Güter — ein Umstand, der sie jedoch über das Zerwürfniß zwischen ihrem Vater und ihrem Bruder nicht tröstet . . . sie soll darüber außer sich sein!"

„Das eben ist der Fluch der bösen That!" sagte

Markholm achselzuckend. „Und das Alles hat das Fräulein von Morgenfeld Deiner Elisabeth so offen anvertraut und diese Dir wieder?"

„Heute!" versetzte Max.

„Seltsam!" sagte Markholm ironisch, in des Neffen Zügen spähend.

Das Gespräch stockte. Markholm schien heute nicht zum Sprechen aufgelegt und Max nahm ein Buch, um die Zeit bis zum Schlafengehen herumzubringen. Markholm erhob sich und schritt im Salon auf und ab — so lange, daß Max sich endlich fragte:

„Wie ist es möglich, nicht vor Müdigkeit umzusinken, wenn man so stundenlang auf- und abgeschritten ist! In welche langweilige Gewohnheiten können doch die Menschen auf dem Lande verfallen!" —

Am anderen Morgen machte Markholm wie an den zwei früheren Tagen seinen Weg durch den Garten, durch das Gehölz bis an den Schalgbaum. Sein Herz pochte vor Erwartung, als er, das Ackerfeld überschauend, hier still stand. Aber er harrte vergeblich. Elisabeth kam nicht.

Eine Viertelstunde — eine halbe verfloß; Nichts störte die Stille. Die Finken kamen und setzten sich

auf den Schlagbaum, ohne den so regungslos in seine Gedanken versunkenen Mann zu scheuen, der wie eine Bildsäule dastand, den Arm auf das Holz vor ihm stützend und das Kinn auf die Hand.

Endlich rührte er sich; er wandte sich und ging heim. Wie hatte er auch annehmen können, daß sie noch einmal kommen würde! Und doch — hätte sie nicht kommen können, wenn sie es mit der geschlossenen Freundschaft ein wenig ehrlich gemeint? Aber vielleicht hatte er sie mit dieser aufgedrungenen Freundschaft gerade zurückgescheucht? — Vielleicht hatte er sie damit verletzt? — Ach, es waren thörichte Gedanken! Er kam sich vor sich selber ein wenig lächerlich vor . . . hatte er ihr nicht schon vollständig den Hof gemacht? Er der Angebeteten seines Neffen — er, ein alter Mann, einem so jungen Mädchen den Hof machen!

Und doch — es war nicht zu leugnen, sie war ein auffallend kluges und auffallend gebildetes Geschöpf. Er mußte suchen, in Verkehr mit ihr zu bleiben. Dieser Verkehr hatte für ihn etwas unendlich Anregendes. Wie durfte er in seiner Einsamkeit solchen Anregungen aus dem Wege gehen? War es nicht etwas wie seine Berufspflicht, wenn ihm

ein solch ungewöhnlicher Charakter begegnete, ihn zu studiren? Und es bot sich ein so einfaches Mittel, den Verkehr fortzusetzen. Er konnte ja das Pfarrhaus aufsuchen; gewiß würde der Pfarrer nichts lieber sehen, als seinen täglichen Verkehr dort — Markholm war ja eigentlich darauf angewiesen, da sich gar kein anderer Umgang in der Umgebung darbot. Einen Besuch hatte er bei seinem Kommen dort gemacht und den Herrn Pfarrer und die Frau Pfarrerin kennen gelernt; Beide waren zum Gegenbesuch bei ihm gewesen. Eine Einladung hatte er dann abgelehnt, weil er sich nicht wohl gefühlt; aufrichtig gesagt, er war nicht gern gegangen. Der Pfarrer war eine Persönlichkeit, die ihm in hohem Grade mißfallen. Ein Mann, der sich mehr um die Interessen der zur Pfarrstelle gehörenden Ackerwirthschaft, als um den geistigen Weinberg, in welchem er zum Arbeiter berufen, kümmerte; der nicht eher geneigt schien, sich groß um das Unkraut in den Seelen seiner geistlichen Heerde zu sorgen, als bis man auch dazu eine die Arbeit verrichtende zweckmäßige Jäte-Maschine erfunden haben würde. Während des Gesprächs, das Markholm mit ihm gehabt, hatte der Mann ihm so geklemmt und ge-

drückt geschienen, als ob er sich in einem Examen befinde, als ob er verlegen die Lücken seiner Bildung wohl fühle, aber sie vor Markholm bänglich zu verschleiern suche.

Vielleicht dachte deshalb Markholm nicht daran, jetzt plötzlich einen intimen Verkehr mit ihm zu beginnen . . . es ging ja auch nicht. Markholm konnte nicht in die Fußstapfen seines Neffen treten. Er konnte nicht demselben Magnete folgen wie Max. Er hätte sich schämen müssen vor sich selber, wenn er es gethan! Gewiß schon deshalb dachte er nicht daran.

Als er so saß, in tiefes Sinnen verloren, die Arbeit, welche seit einigen Tagen so wenig gefördert war, vor sich, die Feder in der Hand, aber statt zu schreiben langsam große Buchstaben auf den Rand des Manuscripts malend, vernahm er plötzlich einen leichten raschen Schritt, der durch die offenstehende Glasthür des Salons kam; und im nächsten Augenblicke stand, so plötzlich wie eine Vision, auf der Schwelle der ebenfalls wie gewöhnlich offenstehenden Thür seines Arbeitszimmers Elisabeth.

„Störe ich?" sagte sie. „Ich komme nur, um

Ihnen das Buch zurück zu bringen. Hier ist es. Ich danke. Jetzt geh' ich gleich wieder!"

Markholm war aufgesprungen. Er fühlte, daß eine hohe Röthe seine Züge überströmte. Er war so betroffen, daß er im ersten Augenblicke nicht wußte, was sagen. So betroffen, es war kindisch, so betroffen zu sein, sagte er sich im selben Augenblicke selbst . . . es war gewiß nur, weil sie so plötzlich kam . . . warum kam sie auch so überraschend, so eilig, so ganz unvermuthet herein gestürmt?

„Fräulein," stammelte er, „und Sie wollen auf der Stelle wieder gehen?"

„Ich will Sie nicht stören. Adieu!"

„Haben Sie denn das Buch schon gelesen? Wollen Sie nicht ein anderes?"

„Nein, ich danke Ihnen."

„Aber es ist nicht freundlich, aus dem Hause — eines Freundes so wieder fortzustürmen!"

Gewiß, es war nicht tactvoll, schon wieder auf diese Freundschaft zurückzukommen. — Markholm fühlte das recht wohl, aber ihm fiel ja nichts Anderes ein, sie zu halten, und sie zu halten hätte er ein Stück seiner Seele hingegeben — er mußte mit ihr

sprechen, es war ihm, als hinge sein Leben davon ab . . . was, wozu, das wußte er selbst nicht!

„Nun, wie lange muß eine Freundin, wenn sie einem Freunde ein Buch zurückbringt, bleiben? fragte sie lächelnd.

„Wenigstens so lange, um ein kleines Gespräch zu pflegen."

„Beginnen wir es!" sagte Elisabeth, sich in dem Sessel niederlassend, der an der anderen Seite vor Markholm's Schreibtisch stand. „Wer hat Ihnen den hübschen Strauß da gebunden?"

„Wer sollte es anders gethan haben, als ich mir selber? Ich muß mir meine Blumen selbst in's Leben streuen — Andere thun es nicht!"

„Das ist Ihre Schuld!"

„Schuld? Nun ja. Ich hätte vielleicht Hände finden können, die mir Blumen gepflückt, sie mir sogar auf Sophakissen und Pantoffeln gestickt hätten; aber ich habe mich nie viel darum gekümmert."

„Um die Blumen oder um die Hände?"

„Nun — um die Hände. Die männlichen Hände machen Alles besser, auch Frauenarbeiten, wenn es sein muß!"

„Das lautet paradox!"

„Und ist doch wahr. Sie sehen deshalb auch, daß in allen Häusern, wo der Mann nicht durch seine Berufsarbeit ganz in Anspruch genommen ist, dieser sehr bald die Frauenarbeit an sich nimmt, daß er Küche und Keller beaufsichtigt, die Rechnungen durchsieht, die Cassa führt, über die Gesundheit und Erziehung der Kinder wacht, und daß in einem solchen Hauswesen viel mehr Ordnung und Ruhe herrscht, die Dienstboten williger und verträglicher sind, die Ausgaben geringer, als wo ‚Frauenhände' walten — ja nicht einmal zum Kochen sind die Frauen berufen — wer reich genug dazu ist, jagt seine Köchin fort und nimmt einen Koch."

Elisabeth lachte. „Ist das Ihr Ernst?" sagte sie.

„Gewiß. Es ist ein großes Vorurtheil, daß ein Hauswesen einer Frau bedürfe. Man überläßt der Frau das Haus, weil man nichts Anderes zu thun hat für sie, um ihr eine Beschäftigung zu geben; aber berufen ist sie nicht dazu, die Männer verstehen wie Alles auch das viel besser."

Sie schüttelte den Kopf. „Was soll denn die Frau thun?"

„Die Frauen sind wie die Muscheln — es giebt

ihrer Tausende im Meere und nur in einigen wenigen findet man Perlen."

„Also einige Perlen räumen Sie doch ein! Und diesen Perlen, welchen Beruf geben Sie denen?"

„Den Andern zu zeigen, was die Frau eigentlich sein sollte: des Mannes bessere, edlere, nicht seine untergeordnete Hälfte; das Element der Bildung, der Kunst, des Schönen im Hause. Im Grunde, das will ich Ihnen einräumen, halte ich die Frauen für feiner organisirte, sensitivere Naturen; in ihrer Seele liegen hundert Ranken, die sich an etwas Höheres anklammern und emporwachsen möchten zu Licht und Sonne, zum Idealeren — allein diese Ranken werden niedergehalten, sie zerwuchern, am Boden niederer Alltäglichkeit hinkriechend."

„Und woher kommt das?"

„Weil man sie verkehrt erzieht, weil man ihrem Geiste keine ernste Nahrung, ihren Fähigkeiten keine strenge Zucht giebt, weil ihr Unterricht eine Kinderei, ein Spott auf tüchtiges Lernen ist, und weil man ihnen an der Wiege vorsingt: Ihr seid für den Kochlöffel und den Strickstrumpf geboren."

Elisabeth lächelte wieder, aber sie sagte: „Wissen Sie, daß Sie mir das hätten gar nicht sagen dürfen?"

„Und weshalb nicht?"

„Weil diese Theorie so ganz mit der Ketzerei übereinstimmt, der ich längst im Stillen gehuldigt habe . . . denn ach, ich fühle, daß ich eine sehr schlechte Wirthschafterin sein würde, und habe immer . . . doch das würden Sie ja nicht glauben, wenn ich es sage . . ."

„Was haben Sie immer?"

„Nein, nein, Sie haben neulich ganz andere Dinge von den Frauen gesprochen und vielleicht sagen Sie dies Alles nur, um mir eine Schlinge zu stellen!"

„Und welche Schlinge?"

Elisabeth sah ihn wieder mit ihrem großen fragenden, forschenden Blicke an. Dann sagte sie:„ Welche Schlinge? Mich zu verlocken, mit dem Interesse für Dinge zu kokettiren, wofür Sie den Frauen doch alles wahre Interesse abgesprochen haben.")

„Es ist wahr . . . aber wissen Sie, ob das nicht neulich blos eine Boutade von mir war, ein Ausbruch der Bitterkeit, darüber, daß mir eine Frau mit wahrhaften geistigen Interessen im Leben nicht begegnet sei, und daß ich . . . sie doch so grenzenlos tief und leidenschaftlich geliebt haben würde!"

Elisabeth mußte etwas in Markholm's auf sie gerichteten Blicken begegnen, was sie veranlaßte, ihre sonst so ruhigen, selbstbewußt und klar schauenden Augen plötzlich abzuwenden und aufzustehen.

„Ich denke, wir haben nun lange genug conversirt, für zwei Freunde!" sagte sie dabei.

„Noch lange nicht genug, um mich ganz auszusprechen," wollte Markholm sehr erregt ausrufen; aber er wurde durch einen lauten Männerschritt unterbrochen, der in diesem Augenblick durch den Salon herankam, und gleich darauf trat Max in das Zimmer des Onkels.

„Ah, Fräulein Elisabeth!" sagte Max, offenbar überrascht von dem Anblick der jungen Dame und ihr eine etwas unceremoniöse Verbeugung machend.

Ist er eifersüchtig? fragte sich, dies beobachtend, Markholm, der sehr ärgerlich über die Störung war.

Elisabeth reichte Max unbefangen die Hand.

„Ah, gefangen!" rief sie dann lachend aus.

Markholm kam es vor, als ob sie ein wenig gezwungen lache.

„Gefangen — ach, ja — ‚ich denk' daran,' hätt' ich sagen müssen — ich habe mein Vielliebchen verloren!"

„Zur Auslösung wird Ihnen mein Neffe einen Hasen schießen,“ sagte Markholm, von Neuem durch diese Scene, die ihm die Vertraulichkeit der beiden jungen Leute zeigte, nicht wenig erregt.

„Ach nein,“ versetzte Elisabeth, „es soll meinetwegen kein Blut vergossen werden — ich bin zufrieden, wenn Ihr Neffe mich eine Strecke heimbegleitet, ich habe ihm Etwas zu sagen!“

Sie gab Markholm die Hand und mit einem kurzen Adieu verschwand sie. Max folgte ihr.

Markholm blieb in einer schwer zu beschreibenden Stimmung zurück. Diese Begegnung der jungen Leute hatte Etwas gehabt, was einen vollständigen Sturm in ihm erregte. Er hatte Mühe ihn zu bewältigen — sich zu sagen: aber du bist ja ein fürchterlicher Thor — Max kam ja wie von deinem guten Genius gesandt, just im rechten Augenblick, um dich daran zu erinnern, daß du ein Thor bist, ein lächerlicher alter Thor! —

Leider hilft es in gewissen Situationen und gewissen Stimmungen sehr wenig, wenn man sich vorsagt: du bist ein Thor. Es liegt dann weder der Trost, noch die schmerzstillende Beruhigung darin, welche man erwartet, indem man sich diesen Ehren-

namen beilegt; und alle Beiwörter, die man zur Verstärkung der calmirenden Wirkung hinzufügt, machen die Sache nicht besser!

Auch Markhelm empfand dies, und indem er einmal wieder in seinem Salon auf- und abrannte, gestand er sich, daß der Mensch doch das seltsamste dualistisch-gespaltene Wesen sei, welches gedacht werden könne.

Ich sage mir da die klarsten, handgreiflichsten, unumstößlichsten Gründe vor, weßhalb ich ein Narr bin, dachte er, und dennoch bleibe ich ein Narr; doch gelingt es mir nicht, meine Gedanken und alles Weben und Spinnen und Dichten und Trachten meiner innersten Seele von diesem Mädchen loszureißen — von einem Mädchen, das meinen Neffen liebt, und das, auch wenn es ihn nicht liebte, nicht im Traum an mich alten Büchermenschen denken würde; und die Verzweiflung darüber macht mich unglücklich, so tief wie das Meer ist, und mein ganzes Leben liegt jetzt vor mir, so dunkel, wie die Nacht ist ... und das Alles trotzdem mir die Vernunft sagt, welch grenzenlose Narrheit das ist, und daß das, was mich bestrickt hat, ein Weib ist, mit dem ich, wenn sie mein würde, vielleicht in ewigem

Hader läge — die mir in Allem widerspräche, die mich beherrschen wollte bis in mein letztes Heiligthum, mein Schaffen und mein Arbeiten hinein; die mir mit ihren Ansprüchen, mit ihren Salonbedürfnissen jeden freien Augenblick zum Denken und Schaffen raubte; die mich durch ihre Schwatzhaftigkeit außer mich brächte, wenn ich ruhen, und durch stummes Schmollen, wenn ich plaudern möchte; die mir Lärm, Leidenschaften, Intriguen, fremde Menschen in mein stilles Haus brächte und weiß Gott, was Alles ... Aber all' diese Betrachtungen helfen mir nichts, mag die Vernunft sie mir zehnmal vorhalten — mit frechem Widerspruchsgeist sagt die Seele: und es ist Alles nicht wahr, nichts von Alledem würde sein, sie würde dir ein Engel von einem Weibe sein und dir eine Unendlichkeit von Glück bringen! — Welcher unerklärliche Dualismus — Vernunft und Seele, Verstand und Herz streiten sich in mir, sie reißen sich förmlich bei den Haaren, sie liefern sich eine Schlacht in meiner Brust, und ich bin der Unglückliche, der die Wunden der einen wie der andern empfinden, daraus bluten muß! Unselige Begegnung ... dämonisches Schicksal! —

Markholm fand, als Max nach kurzer Zeit

von seiner Begleitung der jungen Dame zurückkehrte, diesen eigenthümlich einsylbig. Er war offenbar verstimmt. Der Onkel beobachtete dies Wesen anfangs nicht, über Tisch aber, wo Max gewöhnlich sehr gesprächig war, fiel es ihm auf.

„Sollte er wirklich ein wenig eifersüchtig sein?“ fragte er sich — es war ein Gedanke, der dem älteren Manne mit einem Zusatz von diabolischer Freude kam.

„Du bist so nachdenklich, Max,“ sagte er endlich; „habt Ihr Euch etwa gezankt?“

„Gezankt? Wer?“

„Nun, Du und Elisabeth!“

„O, nicht im Mindesten.“

„Ich möchte wissen,“ fuhr der Onkel nach einer Weile fort, „wo dieses Mädchen den großen Schatz von Bildung erworben hat, den sie offenbar besitzt ... hier auf dem Lande,“ setzte er mit etwas spöttischem Tone hinzu, „in den engen Verhältnissen einer mit Kinder gesegneten Pfarrerfamilie ... es ist merkwürdig!“

„Ja,“ versetzte Max mit einem eigenthümlichen Blick auf den Onkel, „... es ist merkwürdig!“

Es lag fast etwas Wegwerfendes in dem Tone, mit welchem Max das sagte.

„Du scheinst nicht sehr davon überzeugt zu sein."

„O doch, o doch," entgegnete Max kühl.

Eine lange Pause trat ein, während deren Markholm seinen Neffen wieder von der Seite beobachtete.

„Sag mal, Onkel," fragte Max plötzlich sehr lebhaft — „wo hast Du sie eigentlich kennen gelernt?"

„Nun, das hab ich Dir ja gesagt — neulich, als ich im Wäldchen einen Morgenspaziergang machte."

„Und stellte sie sich Dir da gleich als Elisabeth Kramer vor?"

„Ob sie sich mir so vorstellte — ich denke nicht, ich errieth jedoch bald, wer es sei, der da Deine Jagdgründe durchkreuze —"

„So!" sagte der Neffe tonlos.

„Weshalb fragst Du?"

„O, ich meine nur!"

Der Neffe blieb bei seinem einsylbigen gedrückten Wesen, bis er endlich, nachdem das Mahl vorüber, seine Mütze nahm, um sich ein Obstdessert von den Bäumen im Garten zu pflücken, während Markholm seine gewöhnliche Siesta hielt.

In dem Augenblicke, wo er den Salon verlassen wollte und bereits den Drücker der Thür in der Hand hielt, sagte er, sich zum Onkel wendend und in einem Tone der Scherzhaftigkeit, welcher etwas auffallend Gezwungenes hatte:

„Hör', Onkel, verlieb' Dich nur nicht in Deine neue Bekannte."

Hatte Max die Absicht, den Onkel zu erschrecken, so war sie ihm vollständig gelungen. Markholm warf einen ganz merkwürdigen Blick des äußersten Betroffenseins auf seinen Neffen, als er erwiderte:

„Was sagst Du? Ich ... mich verlieben ...?"

„Nun ja . . . ich meine nur . . . es wäre ein sehr großes Unglück, wenn Du es thätest . . . Du hast," setzte Max mit heiterem Ton hinzu, „mir neulich so liebenswürdig einen Theil der Sorge für Deine Erziehung anvertraut, daß Du Dich nicht wundern mußt, wenn ich heute den Mentor spiele nnd Dir sage: Telemach, ich warne Dich!"

Bei den letzten Worten lachte Max wieder gezwungen auf, und dann überschritt er die Schwelle und war verschwunden.

Markholm stand wie eine Bildsäule, als er ihm schweigend nachblickte.

Erst lange, lange nachher bekam die Bildsäule Bewegung. Markholm schritt langsam in sein Cabinet, legte sich auf die Chaise longue, auf der er zu ruhen pflegte, und sagte mit einem tiefen Seufzer:

„Es ist offenbar, daß sie ihm erzählt hat, wie ich ihr den Hof gemacht; daß sie sich über mich moquirt, gespottet haben ... und daß dieser vorwitzige Bursche doch für zweckmäßig gefunden, mir eine Verwarnung zu ertheilen! Wie tückisch schweigsam er vorher war! Der Kampf zwischen dem Neffen und dem thörichten Manne beginnt!

Aber er soll nicht beginnen," sagte er sich dann. „Gut, daß er sprach! es ist eine abermalige Mahnung und dies Mal soll sie nicht ungehört bleiben. Er hat Recht. Der Traum muß abgethan, die Chimäre aus dem Herzen gerissen werden. Was wäre im besten Falle aus der Sache geworden ... ein unglückliches Verhältniß und eine schlechte Handlung von mir. Ich hätte meinen Neffen um seine Neigung, um sein Glück betrogen. Ich hätte mich für das, was ich an ihm gethan, bezahlt gemacht wie ein Wucherer. Was habe ich in meinem Leben Gutes zu thun Gelegenheit gehabt? Nichts...

gar nichts. Ich habe meinen Liebhabereien, meinen Studien gelebt, ich bin ein geistiger Gourmand gewesen, wie sie mir vorwarf, und habe Bücher geschrieben! Habe ich mit diesen Büchern Gutes gestiftet? Ich zweifle daran! Wenige lesen sie. Mein Geist ist nicht stark, nicht genial, nicht dämonisch genug, um Gebilde wahrer Kunst zu schaffen; er ist nicht reich und originell und tief genug, um das Reich der Gedanken wahrhaft zu mehren. Ein Romanschreiber leistet nur Gutes, wenn er ein Stück vom Teufel im Leibe hat — und das habe ich nicht! Ein weicher scheuer Mensch wie ich, wie kann der die von der Tarantel gestochene Gesellschaft von heute schildern! Ich bin zu träge, zu indolent, mich nur hineinzumischen, um sie zu studiren. Mir graust vor ihren Abgründen! Wer dieser Welt nützen soll, der muß die Blitze des Erhabenen unter sie schleudern, durch die Donner einer leidenschaftlichen Größe sie aus dem Taumel schrecken! Mein Feuer ist ein gemüthliches stilles Licht, aber Blitze sprühen nicht daraus. Und daher sind meine Bücher nichts. Was ich je Gutes gethan, das ist, daß ich meinen Neffen zu einem Menschen erzogen, in dem die Keime des Guten ausgebildet sind, daß

ich ihm eine Existenz schaffe, worin er der Menschheit nützen kann.

Und das soll ich ungethan machen, diese Existenz vernichten, indem ich um einer Thorheit wegen mit diesem Neffen in Kampf und Hader gerathe, den erbittertsten, den es zwischen zwei Männern geben kann, und mich obendrein lächerlich mache! Haben sie nicht schon gelacht über mich? ... hat nicht diese Elisabeth jedes Wort, das ich ihr gesagt, Max hinterbracht? . . . o, solch ein Weib ist so herzlos, so gottlos, wenn ihre Eitelkeit einen Triumph feiern kann ... und so thöricht! Ja, so herzlich thöricht, so thöricht, wie die ganze Welt, die sich begeistert und schwärmt für solch ein junges Liebespaar und die schöne Zeit der ersten Liebe! Ich muß darüber lachen, über all diese gerühmten heiligen, allmächtigen, himmlischen Gefühle. Im Herzen eines Baumes ist mehr himmlischen Triebes, als in diesen kindischen Menschen; es ist mehr Feuer unter der Rinde eines alten Eichbaumes! Die Liebe ist für sie eine Einbildung, weiter nichts. Um lieben zu können, muß man ein reifer Mensch, müssen die Stürme des Lebens durch unsere Brust gezogen sein, um uns weicher und tieffühlender, größer und stärker

zu machen. Man muß erfahren haben, was eine Menschenseele ist, was sie in sich birgt, was eine der andern sein kann. Man muß mit tiefem Schmerz und langem Sehnen das Gefühl der Einsamkeit in sich getragen haben. Man muß das Leben haben um sich verarmen sehen, die Illusionen schwinden, die Hoffnungen untergehen, den Himmel nächtlich werden; und dann, dann muß man einen Stern erblicken, um an diesen Stern all sein Sinnen und Träumen, all sein Dichten und Trachten, seine ganze Seele zu hängen, um mit einer Leidenschaft nach ihm zu streben, die Tod und Verderben trotzt!

O, nur ein reifer Mann kann lieben!"

Markholm legte mit einem tiefen Seufzer den Kopf auf die Lehne des Ruhebettes zurück und dann bedeckte er sein Antlitz mit beiden Händen. Er blieb lange so; ein paar Tropfen rieselten langsam an den Händen nieder, die über seinen Augen lagen. Dann sprang er plötzlich auf, stampfte mit dem Fuß den Boden und murmelte zwischen den Zähnen:

"Genug! Fort damit. Ich will Allem unwiderruflich ein Ende machen. Ich will meine Schiffe hinter mir verbrennen, um meiner selbst sicher zu sein." --

Als Max vorher das Haus verlassen hatte, wanderte er in dem Garten auf und ab und dann schlug er, heiter und ohne alle Ahnung, welchen Sturm er in seinem Onkel hervorgerufen hatte, eine Opernmelodie trällernd, den Weg zwischen den Wiesen nach dem Wäldchen ein.

In der Mitte der Allee, welche durch dieses Gehölz führte, war zur Seite eine Rasenbank angebracht. Als Max in die Allee einbog, erblickte er ein weibliches Wesen auf der Bank, nach einigen Schritten erkannte er, daß es Elisabeth war.

Sie saß dem Anschein nach völlig versunken in eine alte Pergamenturkunde, die aufgerollt in ihrem Schooße lag.

Max trat ihr nahe und begrüßte sie mit einer tiefen Verbeugung.

„Sie hier, mein Fräulein?“ sagte er.

„Finden Sie, daß ich zu oft in Ihr Gebiet eindringe, Herr von Markholm?“ versetzte sie.

„O, ganz und gar nicht, und wenn mein Onkel wüßte . . .“

„Wenn er wüßte,“ fiel Elisabeth, den Neffen mit ihrem großen Blicke anschauend, ein, „was ich

hier habe, so würde er mir freilich nicht zürnen, daß ich schon wieder komme, ihn zu stören."

„Sie stören ihn gewiß nicht, ich bin ganz überzeugt, daß er Sie freudig bewillkommnet, auch ohne das alte Pergament da! Was ist es? es sieht mit seinen wurmzerfressenen Siegelkapseln respectabel genug aus. Es ist doch nicht gar die famose Lehnsurkunde . . ."

„Ich weiß es nicht," fiel Elisabeth ein. „Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir und helfen Sie mir es lesen. Wenn ich doch nur mehr Latein könnte . . . und diese alte Schrift ist so schwer zu lesen!"

Max schien nicht zu wagen, der Einladung, sich neben Elisabeth zu setzen, Folge zu geben; aber er beugte sich über sie und sagte nach einer Weile:

„Anno domini millesimo quingentesimo tertio, in profesto nativitatis ... das bring' ich heraus."

„So klug bin ich auch!" fiel Elisabeth lächelnd ein, „ich lese sogar noch ein wenig mehr und sehe, daß hier feudum oblatum in curia nostra apud turrim Sancti Petri steht ... auch hat mein Vater, der freilich leider auch kein Latein versteht, mir gesagt, daß es vielleicht die richtige Urkunde sei und

daß ich sie immerhin Herrn von Markholm zeigen solle, er werde am besten daraus klug werden ..."

„Woher haben Sie das Document?"

„Der Rentmeister hat es mir gegeben, er hat es erst heute Morgen zwischen seinen alten Papieren gefunden."

„Sollte man ein so wichtiges Blatt zwischen alten Papieren vergraben haben?"

„Warum sollte das nicht möglich sein?"

„Und Ihr Herr Vater selbst hat Sie aufgefordert, es meinem Onkel zu zeigen, der freilich vortrefflich mit dem alten Zeuge umzugehen versteht?"

„Eben deshalb!" versetzte Elisabeth, ihn mit einem ihrer sprechenden Blicke ansehend. Sie brauchte die stolz und kühl gesprochenen Worte: „Mein Vater ist ein Ehrenmann!" nicht hinzuzusetzen, sie lagen vollständig in diesem vorwurfsvollen Blick.

Trotzdem mochte Max die Sache für unwahrscheinlich halten und sein Urtheil über Elisabeth's Vater mochte auch nicht so fest stehen, wie sie es aussprach. Er schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Ich wünsche von Herzen, daß das Document das richtige sein möge; aber wenn es nicht der Fall

wäre und also damit Alles geschlichtet, so möchte ich Sie um Eines bitten."

„Und was ist das?"

„Daß Sie mich des Wortes entbinden, welches Sie mir an diesem Morgen abnahmen, als ich die Ehre hatte, Sie zu geleiten."

Elisabeth sah lebhaft auf.

„Weshalb wollen Sie nicht in der kleinen Verschwörung mit mir bleiben? Ich habe Ihnen gesagt, wie sehr mir daran gelegen ist, jetzt wo der Zufall mich mit Ihrem Onkel bekannt gemacht hat, ihn mit meinen Eltern zu versöhnen, den bittern Haß allmählich in Frieden und Versöhnung zu wenden. Sie selbst haben mir eingeräumt, daß ich dies nicht kann, wenn Ihr Onkel weiß, daß ich nicht Elisabeth Kramer, die Tochter des Pfarrers, bin, für die er mich hielt, sondern Elisabeth Morgenfeld, die Tochter des Mannes, den er am meisten auf Erden haßt."

„Es ist wahr," versetzte Max, „und deshalb habe ich auch eingewilligt, gegen meinen Onkel zu schweigen, ihm seinen Irrthum nicht aufzuklären... aber es ist etwas, was mir die Sache bedenklich macht."

„Und das ist?" fragte Elisabeth, gespannt in seine Züge blickend.

Max erröthete leicht; er suchte offenbar nach Ausdrücken für das, was er sagen wollte.

„Es könnten," sagte er ein wenig stotternd, „Gefahren damit verbunden sein für meinen armen alten Onkel" — dem zweiundzwanzigjährigen Max kam der Onkel natürlich wie ein Methusalem vor — „mit einem solchen Incognito-Verkehr zwischen Ihnen und ihm."

„Gefahren?"

Elisabeth blickte groß und ernst in Maxens Züge bei diesem Wort, als ob sie allen Gefahren mit der ernstesten Seelenruhe in's Auge sehen wolle.

„Man weiß nicht," fuhr Max fort, verlegen unter diesem Blicke zu Boden schauend, „ob nicht die Friedensmuse, die zu ihm kommt, ihm mehr innern Kampf bringen könnte, als der Kriegszustand ... mein Onkel ist trotz seiner anscheinenden Ruhe und Gleichgültigkeit doch — ein Poet, d. h. ein Mann, in dem große Leidenschaft schlummern muß ..."

Elisabeth sah fortwährend Max an. Ihr Blick

hatte etwas Kaltes, Forschendes ... sie schien seine innersten Gedanken lesen zu wollen.

„Haben Sie mir noch weiter Etwas darüber zu sagen, Herr von Markholm?“ frug sie dann frostig.

„Hab' ich Sie verletzt?“ fiel lebhaft Max ein... „verzeihen Sie mir, ich glaubte reden zu müssen, denn ich fand das Wesen meines Onkels seit einigen Tagen ein wenig verändert . . . und ich darf mich keines Betrugs gegen ihn schuldig machen — ich darf mich nicht dem Vorwurf von ihm aussetzen: wie konntest Du mich in einem solchen Irrthum lassen? ... Sie sehen, mein Fräulein, daß ich mich heute Morgen in ein Versprechen einließ, welches ich nicht hätte geben dürfen. Aber Sie überrumpelten mich, ich hatte nicht nachgedacht . . .“

„Nun wohl,“ sagte Elisabeth mit einem Seufzer, „so muß ich meine Friedensversuche aufgeben. Wenn Ihr Onkel erfährt, daß ich Elisabeth Morgenfeld bin, so wirft er mich zur Thür hinaus.“

„Möglich! Doch glaube ich eher,“ erwiderte Max lächelnd, „Sie dürften es dreist darauf ankommen lassen!“

Der scherzhafte Ton, in welchem Max dies

sprach, schien Elisabeth unangenehm zu berühren. Sie machte etwas wie eine verächtlich abwehrende Bewegung mit der Schulter.

„Lassen Sie noch heute die Dinge, wie sie sind," sagte sie dann. „Für morgen entbinde ich Sie Ihres Wortes."

„Ich danke Ihnen."

Elisabeth stand auf.

„Ich will ihm jetzt das Document bringen," sagte sie, indem sie ihren Weg fortsetzte.

„Ich bin sehr neugierig darauf, als was es sich herausstellt," versetzte Max, indem er an ihrer Seite dem Hause des Onkels zuschritt.

Elisabeth war schweigsam während des Weges. Es schienen allerlei Gedanken auf ihrer großen, gewölbten Stirn zu arbeiten: die Gedanken eines Mädchens, dem man sagt, das Wesen eines Mannes sei verändert, seit er es gesehen . . . dem dies ein Neffe sagt, welcher der Erbe dieses Mannes, eines unverheiratheten Onkels ist!

So ruhig und klar auch das ganze Wesen Elisabeth's war, so selbstbewußt und ohne Scheu sie einfach that, was sie für das Richtige hielt, aussprach, was sie dachte, und sich gab, wie sie war,

trotz all ihrer Unbefangenheit fühlte sie doch jetz eine eigenthümliche Scheu, als sie Markholm's kleinem Hause näher kam. Sie fühlte eine Scheu, eine innere Unsicherheit über sich gekommen, daß sie gern zurückgekehrt wäre.

Aber es war nicht mehr möglich. Markholm hatte die beiden jungen Leute durch den Garten heraufkommen sehen. Er stand am Fenster seines Arbeitszimmers.

So nahm sie ihren Muth zusammen und schritt die Steinstufen zur Glasthür des Salons hinan... Max folgte ihr und es war ihr angenehm, daß er ihr folgte.

„Sie werden mich überlästig finden, Herr von Markholm," sagte sie, als dieser aus seinem Arbeitszimmer in den Salon ihr entgegentrat — „aber..."

„Fräulein Elisabeth glaubt das famose Document ergattert zu haben!" fiel Max ein.

Sie reichte ihm das Pergament, ihre Hand zitterte dabei ein wenig.

Max beobachtete, daß sein Onkel das Pergament mit einer auffallenden Gleichgültigkeit annahm; er legte es still auf den Tisch vor dem Sopha und rückte dann diesen Tisch ein wenig, um Elisabeth

mehr Raum zu schaffen, sich auf dem Sopha nieder=zulassen.

„Setzen Sie sich, bitte!“ sagte er eintönig und nahm dann lässig das Document auf, an dem er zunächst die an kleinen Pergamentstreifen hängenden Siegel betrachtete.

„Gieb mir einen Stuhl, Max ... woher haben Sie das Document?“

Seine Stimme hatte etwas eigenthümlich Gedämpftes, Lässiges. Elisabeth sagte sich, daß etwas Besonderes in ihm vorgegangen sein müsse. Max fixirte aufmerksam seine Züge.

„Mein Vater hatte es! Es ist unter alten Blättern gefunden,“ versetzte Elisabeth auf seine Frage, ohne weitere Erklärungen zu geben.

Markholm rollte das große altergebräunte Blatt auseinander und begann zu lesen.

Nach einer Weile sagte er:

„Das ist eine Lehnsurkunde, die weit über das Alter derer, auf welche es in meinem Processe ankam, hinausgeht. Es ist eine Belehnung meines Vorfahren Friedrich Godebert von Markholm mit einem Burgmannshof zu Wessenbach. Es hat nur

noch einen historischen Werth für die Familie und die Landesgeschichte."

Elisabeth nahm die Urkunde mit einem Seufzer der Enttäuschung zurück, als er sie ihr über den Tisch hinreichte.

„Ich dacht' es mir!" sagte Max.

„Und ich," sagte Elisabeth schmerzlich lächelnd, „glaubte schon, eine wahre Vorsehung habe es mir in die Hände gespielt!"

„Man traut immer ein wenig zu viel auf die Vorsehung! Max, sei so gut, aus meiner Bibliothek die Abschrift der rechten Urkunde zu holen, ich will sie dem Fräulein zeigen."

Max ging, um den Wunsch des Onkels zu erfüllen, während Elisabeth sagte:

„Besitzen Sie denn eine Abschrift?"

„Eine Abschrift freilich!"

„Und reichte die nicht hin, um . . ."

„Eine bloße unbeglaubigte Abschrift? Wie sollte sie! So Etwas kann sich Jeder anfertigen."

Als Max zurückkam, legte er einige Blätter vor ihm auf den Tisch, ein dünnes verbleichtes Heft, das seinem Aeußern nach etwa hundert Jahre alt sein mochte. Markholm schlug es auf, und indem

er es vor Elisabeth hinlegte, zeigte er ihr eine Stelle darin.

„Sehen Sie, hier heißt es mit deutlichen Worten:

„Und so es sein sollte, daß einer des Stammes meines ältesten Sohnes Johann Godebert zu seinen Vätern heimbginge, ohne eine rechte eheliche männliche Descendenz, oder doch ohne Söhne, so zu Schild und Helm geboren, zu hinterlassen, so sollen diese ob- und vorbesagten Lehne übergehen und in dieselbigen succediren meines zweiten Sohnes Georg Andebrecht Stamm, nach derselbigen Linear-Erbfolge mit dem Rechte der Erstgeburt u. s. w.“

„Wenn Sie wieder eine Urkunde finden, Fräulein,“ setzte Markholm lächelnd hinzu, „so sehen Sie zu, ob diese Worte darin stehen . . . dann allerdings könnten Sie mich damit sehr verpflichten.“

Elisabeth betrachtete das Heft, und las den Eingang und den Schluß. Dann sagte sie:

„Es ist also ganz und gar kein Zweifel, daß Ihnen die Markholm'schen Güter gehören?“

„Nein,“ fiel Markholm ein, „wenn nur das Original dieser Urkunde beizubringen wäre. Ich bin der Urenkel jenes zweiten Sohnes, und der

Enkel des ältesten ist ohne männliche Descendenz vor drei Jahren gestorben."

Max hatte sich während dieser Unterhaltung entfernt. Elisabeth stützte ihren Arm auf den Tisch und rieb sich wie in Gedanken versinkend leise die weiße Stirn.

„Und dennoch," hub Markholm nach einer kurzen Pause wieder an, sich in seinen Stuhl zurückwerfend und seine Arme über der Brust verschlingend, „mag etwas Providentielles dabei sein, wenn Ihnen gerade heute Etwas in die Hände fiel, das Sie veranlaßte, zu mir zu kommen; ich hatte eben beschlossen, eine Unterredung mit Ihnen zu suchen, und daß sie derselben so entgegenkommen, muß ich mir als einen Wink deuten, daß dieser Entschluß ein guter war."

Elisabeth sah auf und Markholm an . . . ein Gepräge innerer Beunruhigung lagerte sich auf ihre Züge.

„Was wollten Sie mir sagen?" sagte sie leise und sanft.

„Ich wollte Ihnen von meinem Neffen reden. Ich wollte Ihnen erzählen, wie ich ihn erzogen habe, und wie sehr er mir wie ein guter Sohn gewesen ist; wie sein Glück mir am Herzen liegt

gleich dem eines Sohnes. Ich wollte Ihnen seine Eigenschaften schildern, und Ihnen sagen, wie viele Bürgschaften er gibt, die Frau, die vertrauensvoll ihre Hand in die seine legt, glücklich zu machen."

Markholm hielt eine Weile inne, während deren seine Brust sich hob, als wenn er nach Athem ränge. Seine Züge waren sehr bleich, seine Blicke von Elisabeth abgekehrt, sie irrten durch die offene Glasthür in's Freie hinaus.

„Ich wollte Ihnen Vieles sagen," fuhr er fort, „was, ich weiß nicht weshalb, mir jetzt ... es wird meine Bewegung bei dem Gedanken an die ganze Zukunft Maxens sein ... kurz, Sie sehen, ich bin nicht in der Verfassung, lange und geordnete Reden zu halten in diesem Augenblicke und wozu auch? Sie kennen Max, er ist so glücklich, Ihre Neigung gefunden zu haben . . . und um zum Schlusse zu kommen: ich werbe um Ihre Hand für ihn . . . wenn ich nicht schon zu spät komme, wenn er selbst nicht schon darum geworben und Ihr Jawort erhalten hat. Dann lassen Sie mich Ihnen nur sagen, daß mich diese Verbindung sehr . . . sehr glücklich machen würde!"

Markholm waren die hellen Tropfen Schweißes

auf die Stirn getreten bei dieser Rede. Er nahm sein Tuch um sie abzuwischen, und sah dann mit einem scheuen Blick zu Elisabeth herüber.

Hatte Elisabeth ihn je mit großem fragenden Blicke angesehen, so that sie es jetzt. Aber zugleich lag etwas wie eine große, beinahe unwillige Enttäuschung auf ihren Zügen, sie sagte:

„Sie werben um meine Hand für Ihren Neffen? das ist überraschend für mich . . . und doch, ich kann es erklären. Aber ehe ich antworte, muß ich ein Mißverständniß aufhellen . . . verzeihen Sie mir, daß ich mir eine Täuschung habe gefallen lassen, welcher Sie sich in Beziehung auf mich hingaben . . . meine Gründe waren gute und ehrliche, und darum zürnen Sie mir nicht . . . ich bin nicht, wofür Sie mich halten . . . versprechen Sie mir, daß Sie mir nicht zürnen, daß Sie ruhig meine Gründe anhören wollen, weshalb ich Sie in dem Glauben ließ, ich sei die Tochter des Pfarrers . . . denn die bin ich nicht — ich bin Elisabeth von Morgenfeld!“

„Das weiß ich!“ versetzte Markholm ruhig.

„Das wissen Sie?!“

„Freilich! Glauben Sie, ich sei so naiv, eine

Dame wie Sie lange für die Tochter eines Landpastors zu halten?"

„Aber mein Gott, weshalb . . ."

„Weshalb ich das nicht sagte? Wozu? Unser Verkehr war viel unbefangener so. Wir konnten den alten Hader zwischen mir und Ihren Eltern unberücksichtigt lassen. Es war nicht ganz recht von Max, daß er mich täuschen wollte, daß er, um seine häufigen Ausflüge zu Ihnen, um das unverkennbare Wesen des Verliebten zu erklären, mit dem ich ihn neckte, mir von dem Pfarrhause erzählte von der Elisabeth des Pfarrers! Der arme Junge, er glaubte sicherlich, ich werde ihn aus Zorn erdrosseln, wenn er mir gestehe, daß er Elisabeth von Morgenfeld liebe! Aber mögen Sie immerhin Elisabeth von Morgenfeld heißen . . . Sie haben an der Eltern Schuld keinen Theil, ich achte und verehre Sie, welchen Namen Sie auch tragen mögen ... das Glück, welches Sie meinem Neffen bringen werden, wird auch mein Glück sein ... und indem Sie ihm Ihre Hand gewähren, vollziehen Sie einen großen Act der Sühne — Sie bringen die Stammgüter unserer Familie an den rechten Erben!"

Elisabeth schien vor Betroffenheit verstummt zu sein . . . dann sagte sie plötzlich sehr lebhaft:

„Aber mein Gott, Ihr Neffe liebt ja wirklich Elisabeth Kramer, meine Freundin, bei der ich ihn kennen lernte, wenigstens gestand sie mir, daß sie...“

„Thorheit ... wie könnte er eine Andere lieben als Sie!“ sagte Markholm achselzuckend. „Glauben Sie mir, ich bin nicht blind für so Etwas!“

Elisabeth stand auf.

„Und welche Antwort geben Sie mir?“ fragte Markholm tonlos und leise.

„Keine, keine . . . ich kann Ihnen keine geben in diesem Augenblicke,“ versetzte sie hastig, „ich bin zu betroffen von dem, was Sie mir gesagt haben... ich muß Zeit finden, mich zu fassen, mir selbst klar zu werden! . . . Leben Sie wohl . . . Sie sollen eine Antwort haben . . . bitte, begleiten Sie mich nicht, ich will allein sein!“

Mit diesen rasch hervorgesprudelten Worten eilte sie davon, ihre Urkunde vergessend, zur Salonthür hinaus und den breiten Gartenpfad hinunter.

„Wie konnte sie nur so seltsam überrascht von dieser Werbung sein?“ fragte sich Markholm verwundert.

Sie ging rasch durch den Garten, durch die Wiesen, in die Allee im Wäldchen hinein. Auf der Rasenbank warf sie sich nieder. Hier holte sie tief Athem.

„Sollte er mich wirklich lieben?“ sagte sie sich endlich, nach langem Versunkensein in ihren Gedanken, „sprach die Eifersucht auf den Onkel aus ihm, als er vorhin sein Versprechen zurückforderte? wollte er mir dadurch unmöglich machen, Markholm wieder zu sehen? Und Markholm wirbt um ihn? . . er wirbt um ihn, um die Güter zurückzubekommen!!“

„Freilich,“ sagte sie nach einer Weile, „was liegt Schlechtes, Verkehrtes darin? Kann es ein besseres Arrangement geben? ... wird nicht Jedermann sagen, es sei das Vernünftigste, was geschehen könne? ist es nicht meine Gewissenspflicht, die Werbung anzunehmen? ... meine Eltern haben ja doch so unzweifelhaft Unrecht ... er ist beraubt ... schändlich beraubt . . . ich habe mich mit meinen eigenen Augen eben davon überzeugen können . . . es giebt für mich nur ein Handeln hier . . . mein Gewissen läßt nur eine Antwort zu ...“

„Ich kann mir auch denken, daß meine Eltern über eine solche Art, den Zwist beizulegen, sehr er-

freut sein würden, ja, sie würden es ein Glück, ein sehr großes Glück nennen ... sie müssen ja ohnehin fürchten, daß die richtige Urkunde eines Tages gefunden wird; welche Demüthigung, welches Unglück für sie! . . . welche Beruhigung würde es für sie sein, wenn ich sie für immer vor einem solchen Schicksale sicherte ... ihren Herzen, ihren zweifelnden Gewissen alle Ruhe zurückgäbe ... und gewiß, sie würden es als ein großes Glück betrachten!“

Elisabeth seufzte tief und schwer auf und blickte mit dem Ausdruck tiefer Verzweiflung starr die gelben Laubblätter an, welche der Herbst ihr zu Füßen geworfen.

„Ist Fräulein Elisabeth gegangen?“ fragte Max, als er nach einer Pause wieder in den Salon trat ... „aber was ist Dir, lieber Onkel, bist Du nicht wohl?“

Er sah Markholm wie eine Bildsäule dastehen, die rechte Hand auf die Lehne des Sessels gestützt, in welchem er Elisabeth gegenübergesessen, die Linke schlaff herabhängend, todtenbleich und leise die Lippen bewegend.

Markholm sah auf. Er fuhr mit dem Tuch über seine feuchte Stirn und sagte dann:

„Nicht wohl? O doch, mir ist ganz wohl.“

„Aber Du siehst so bleich und verstört ...“

„Es ist nichts. Ich hatte nur einen meiner Anfälle von Herzklopfen. Hole mir Wasser!“

Max eilte davon.

„Fassung und Ruhe!“ sagte sich Markholm. „Geben wir diesem jungen Manne kein fatales Beispiel. Er darf nicht ahnen, daß ein Sieg, den ein Mann über sich selber erringt, nicht sofort mit der schönsten und angenehmsten Empfindung des Selbstbewußtseins belohnt ward; daß man recht gründlich elend werden könne durch solch einen Sieg!“

Max kam mit Wasser zurück, Markholm trank und stellte sich an die Glasthür, so daß er Max halb den Rücken zuwandte, als er in's Freie blickend sagte:

„Ich habe Dich wohl ein wenig erschreckt, armer Junge, als ich gestern Abend meine Unzufriedenheit über Dein Verhältniß zu Elisabeth aussprach ...“

„In der That, Onkel, ich begreife Dich nicht, da Du doch vorher ...“

„Du hast Recht und es war auch mein Ernst nicht; Du kannst Dich beruhigen, ich habe soeben

selbst bei Elisabeth um ihre Hand für Dich geworben."

„Was?!" rief Max aus, „Du hast ..."

„Ich selbst —"

„Aber um Gotteswillen . . ."

„Zürnst Du mir, daß ich Dich nicht selbst das thun ließ? Ich meine, meine väterlichen Rechte über Dich . . ."

„Aber um Gotteswillen, Onkel, Du hast doch nicht bei Elisabeth, der Elisabeth, die eben hier war, für mich geworben?"

„Bei Elisabeth von Morgenfeld," versetzte Markholm, sich mit einem schmerzlichen Lächeln zu Max wendend, „glaubst Du, ich hätte Eure kleine Komödie nicht durchschaut? Ich vergebe sie Euch, denn ich mag mich sehr leidenschaftlich und heftig über die Morgenfelds geäußert haben . . ."

„Onkel, Onkel, was hast Du gethan!" rief Max entsetzt aus.

„Aber was hast Du denn, was erschreckt Dich dabei? . . . Elisabeth hat meine Werbung aufgenommen, wie ein Mädchen das zu thun pflegt, die Erschrockene spielt, sich Bedenkzeit, um über ihre

Gefühle klar zu werden, erbeten ... sie wird Dir das Jawort geben, ich zweifle nicht daran!"

„Bei allen Göttern der Unter- und der Oberwelt, das fehlte noch!" rief Max verzweifelnd aus „Elisabeth von Morgenfeld mir das Jawort geben... O mein Gott, wenn sich doch ein Poet nicht in solche Sachen mischen wollte ... Ihr mögt Liebesintriguen, Tragödien und Komödien in die Wolken bauen, so viel wie Ihr wollt, doch in die, welche sich hier auf der festen Erde wirklich begeben, solltet Ihr Euch nicht mischen!"

„Aber Max, Du wirst grob . . . was zum Henker sagst Du, was verdrießt Dich an dem Schritt, den ich Deinetwillen that?"

„Und wenn sie nun Ja sagt, dann soll ich sie auch wohl heirathen, muß sie heirathen, damit wir die Güter, an denen Du hängst, erhalten..."

„Nun, gewiß wirst Du sie heirathen, ganz sicherlich!"

„Und ich sage Dir, ich werde mich eher begraben lassen."

„Aber so sag doch . . ."

„Mein Gott, Du bist in dem beklagenswerthesten Irrthum, wenn Du glaubst, ich hätte mir jemals

eine Täuschung gegen Dich erlaubt, ich hätte mich jemals einen Pfifferling um diese Deine Elisabeth gekümmert; ich habe mich längst mit Elisabeth Kramer verlobt, und nun siehst Du, was Du angefangen hast!"

„Ist das in der That wahr ... Deine Pfarrerstochter ist wirklich keine Mythe?" sagte Markholm tief erschrocken.

„Mythe! So sag' mir um Gotteswillen, wie konnte Deine kranke Poetenphantasie Dir eingeben, sie sei eine Mythe?"

„Eine kranke Poetenphantasie!" wiederholte Markholm mit blasser Lippe ... aber dann plötzlich kehrte eine helle Röthe in seine Züge zurück. „Großer Gott, dann wäre ja Alles, Alles gut . . ." rief er aus.

„Was wäre gut?" fiel Max ein, „ich meine, es kann gar nicht schlimmer sein! Sag' mir nur, wie kamst Du auf die unglückliche Idee?"

„Wie ich darauf kam? Ich konnte ja gar keine andere fassen! Wenn ich von Elisabeth sprach, sagtest Du mir jemals, daß dies nicht Deine Elisabeth sei?"

„Anfangs glaubte ich auch, Du seiest der mei=

nigen begegnet, als ich die Verwechselung merkte, diesen Morgen, bat sie, die Deinige" — Max betonte das fast ironisch — „mich, Dich im Irrthum zu lassen . . ."

„Und dann Euer Vielliebchen — die Aufmerksamkeit, womit sie Dein Portrait dort betrachtete... Alles das konnte mich ja nicht zweifeln lassen!"

„Ein Vielliebchen hatte ich mit ihr in der Pfarre gegessen."

„Und nun gar," fuhr Markholm fort, „Dein Eingeweihtsein in die Vorgänge zwischen ihrem Vater und ihrem Bruder . . . konnte ich glauben, sie habe das einer Bekannten erzählt, die es Dir wieder geplaudert? . . ."

„Aber das hat mir in der That, wie ich Dir sagte, Elisabeth Kramer anvertraut . . . aber nun sag, mir, wie entdecktest Du, daß sie nicht Elisabeth Kramer sei, sondern . . ."

„Wenn Du es mir nicht übel nehmen willst, ich sah eben sehr bald, daß sie keine Landpfarrers-Tochter sein konnte. Und wer konnte es denn anders sein, als Elisabeth von Morgenfeld? Andere Damen wohnen nicht in unserer Nachbarschaft, so viel ich weiß. Auch vertheidigte sie Morgenfelds viel zu

eifrig für eine Fremde. Sie kam ja auch immer aus der Gegend her, wo Haus Markholm liegt."

Max hatte sich in seiner Verzweiflung in das Sopha geworfen, sein Onkel schritt in großer Bewegung auf und ab. Nach einer längeren Pause sagte er:

„Beruhige Dich, Max, was geschehen ist, ist geschehen, aber es ist nicht so, daß es nicht wieder gut zu machen wäre."

„Gut zu machen . . . wenn sie nun Ja sagt, so soll wohl ich die angenehme Aufgabe erfüllen, ihr zu sagen: ‚mein Fräulein, es war ein Irrthum meines trefflichen, aber leider in seinen poetischen Paroxysmen nicht ganz zuverlässigen Onkels, ich will Ihre Hand nicht, ich mag sie nicht!‘?"

„Nein, nein, das sollst Du nicht!"

„Ich soll sie annehmen, ihre Hand, um der Güter willen?!"

Markholm sah ihn schweigend an; mit einem zerstreuten Blick, als habe er Maxens Aufruf gar nicht gehört.

„Ich will," sagte er dann halb wie für sich, „ich will selbst zu ihr gehen, augenblicklich!"

„Du wolltest ... zu ihr gehen? ... nach Haus Markholm? . . . zu diesen Morgenfelds?"

„Auf der Stelle!"

Markholm ging, um sich anzukleiden zu dem Besuch, und Max sah ihm verwundert nach.

„Er nach Haus Markholm! Das ist wunderbar! Welcher Geist ist in ihn gefahren? Aber wenn er auch Erd' und Himmel in Bewegung setzt, verkaufen laß ich mich nicht!"

Markholm war nach wenig Augenblicken draußen. Er schlug den Weg ein, welchen wir ihn so oft gehen sahen. Am Schlagbaum wandte er sich rechts; am Saume seines Gehölzes lief hier ein schmaler Fußpfad, derselbe, den er zweimal Elisabeth kommen sah; er führte in einen Hohlweg, von diesem in einen schönen, von Zweigen überwölbten Weg durch den Wald; am Ende dieses Weges sah man eine Wiesenfläche vor sich, und in der Mitte derselben, aus breiten Wassergräben, Haus Markholm sich erheben; nach rechts und nach links hin liefen zwei Alleen hoher Pappeln vom Hause aus, der Hintergrund wurde von Obstgärten und einer Parkanlage gebildet.

Markholm schritt rüstig dem jetzt durch die

Wiesen laufenden Wege nach, gelangte bald an eine alte steinerne Brücke, die an das Thor eines grauen Vorbaues führte, über dem in zerbröckelndem Sandstein eine Reihe Wappen angebracht waren. Durch eine Thorwölbung kam er in den Hof; um eine mit Blumenstöcken geschmückte kleine Rasenfläche herum, auf reinlich gehaltenem Kiespfade, schritt Markholm auf das große, in Bruchsteinen aufgeführte Gebäude zu, das rechts stand, ein Bau aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, hoch und massig und sehr schmucklos; die große Freitreppe und das schwere Portal darüber bildeten die einzigen Verzierungen des Baues.

An den Blumenbeeten auf der Rasenfläche war ein Gärtnerbursche beschäftigt, der herankam und nach Markholm's Begehren fragte, als dieser die Portaltreppe erreicht hatte.

„Ich wünsche Fräulein von Morgenfeld zu sprechen.“

Der Bursche ging vorauf und öffnete die Portalthür vor Markholm. In der großen Halle, von der die Treppe in zwei Flüchten nach oben lief, saßen mehrere weibliche Domestiken mit Einmachen von Gemüse beschäftigt, sie hatten sich dazu um

einen Tisch neben der Thür unter dem großen Fenster etablirt.

„Der Herr wünscht zum gnädigen Fräulein!“ sagte der Bursche und ein zierliches Kammermädchen erhob sich mit der Frage:

„Wen soll ich melden?“

„Sagen Sie nur, ein Herr aus der Nachbarschaft wünsche das Fräulein zu sprechen.“

Die Zofe verschwand in einem Seitengang ... Markholm blickte ihr nach, ohne seine Augen auf eine Umgebung zu werfen, die ihn in anderer Stimmung so sehr angezogen und seine Blicke gefesselt haben würde . . . das Schloß seiner Ahnen, schien es, ließ ihn in diesem Augenblicke völlig gleichgültig. Nur den kleinen Haufen von Stronzianitsteinen nahm er wahr, der zur Seite an der Wand aufgeschichtet lag.

Gleich darauf kehrte die Zofe zurück und bat ihn, zu folgen. Am Ende des Ganges öffnete sie eine hohe dunkle Thür vor ihm.

„Im zweiten Zimmer!“ sagte sie.

Markholm schritt durch das erste, einen kleinen mit zwei Bücherschränken an den gegenüberliegenden Wänden ausgestatteten Raum; eine Portiere öffnete

sich vor ihm und Elisabeth erschien unter den Falten derselben.

„Sie sind es!“ sagte sie tonlos und als ob sie erwartet hätte, daß er es sein würde. „Kommen Sie hierhin!“

Er folgte ihr und sah sich in einem mittelgroßen Zimmer, das sehr elegant eingerichtet und mit vielfachen Dingen gefüllt war, welche eine rege geistige Thätigkeit und einen lebhaften Beschäftigungsdrang der Bewohnerin andeuteten. Die grünen Vorhänge des zweiten Fensters waren weit zurückgeschlagen, um das Licht auf einen mit Zeichenmaterialien bedeckten Tisch fallen zu lassen. An einer Wand stand ein Tisch, der mit sauber geordneten Mineralien belegt war. Ein von einem Blumentisch getragenes kleines Aquarium stand in der Mitte; auf dem Eckdivan lagen mehrere Bücher, auch der runde Tisch davor war mit Büchern bedeckt.

Elisabeth nahm auf dem Eckdivan Platz und winkte Markholm sich ebenfalls zu setzen. Er schob einen Stuhl herbei, Elisabeth nahm ihm schweigend den Hut ab nud stellte ihn neben sich auf den Divan. Dann sah sie fragend zu ihm auf.

Ihr ganzes Wesen hatte etwas Lässiges, Gedrücktes. Markholm durfte sich nicht gestehen, daß sein Besuch etwas Erfreuendes für sie habe, es lag durchaus keine Spur von Erfreutsein in der Art, wie sie ihn aufnahm.

„Ich komme mit einer eigenthümlichen Mission zu Ihnen, mein gnädiges Fräulein," sagte er verlegen, „als ein Mann, der etwas gut zu machen und um Verzeihung für einen schweren Mißgriff zu bitten hat! Werden Sie mir verzeihen?"

„Und was haben Sie begangen?" fragte Elisabeth aufblickend.

„Ich habe um Ihre Hand für meinen Neffen geworben, weil ich glaubte, daß er Sie liebe und daß Sie . . ."

„Daß ich . . ."

„Ich bin eines Besseren belehrt, Fräulein Elisabeth, mein Neffe ist außer sich über das, was ich gethan, und mich sehen Sie tief beschämt über meine Unbesonnenheit!"

„Er ist außer sich?" rief Elisabeth lebhaft aus, „o nicht wahr, er liebt ja meine Freundin . . . ich wußte es ja, ich wußte es ja!"

„So ist es!"

„Und Gott sei Dank, daß dem so ist!“ sagte Elisabeth, ihre Hände faltend, indem sie tief, tief Athem schöpfte und ihre Züge sich vor Freude rötheten.

„Werden Sie mir nun verzeihen?“

„Sie haben mir grausame Stunden bereitet, Herr von Markholm!“ sagte Elisabeth, aus ihren großen Augen ihn vorwurfsvoll ansehend.

„Und die verzeihen, vergeben Sie mir nicht?“

Elisabeth seufzte tief auf. Sie antwortete nicht. Sie stand auf und sagte:

„Ich will in Allem das Gute sehen und auch mit diesem versöhnt sein, weil es uns Sie zugeführt hat. Lassen Sie mich, da Sie nun einmal unter unserem Dache sind, Sie zu meinen Eltern führen. Sie werden sie kennen lernen und dann, ich weiß es, wird Ihr Groll schwinden, Sie werden eine andere Ansicht der Sache gewinnen . . .“

Markholm erhob sich nicht.

„Bitte, Fräulein,“ sagte er, „schenken Sie mir noch einen Augenblick Gehör . . . ich möchte Sie auf eine andere Weise versöhnen mit dem, was Sie durch meine Unbesonnenheit gelitten haben können...

dadurch, daß ich Ihnen sage, wie sehr ich selbst darunter gelitten habe!"

„Sie selbst?" fragte Elisabeth mit ihrem forschenden Blick.

„Ich selbst," versetzte er, unsichern Tones und ihrem Blicke ausweichend, denn eine furchtbare Erregung hatte sich seiner bemächtigt, es war ihm, während er sprach, als hinge ein Schleier vor seinen Augen, als habe der ganze Raum um ihn sich in einen Nebel gehüllt, „ich ... wie soll ich es Ihnen sagen? ... ich meine, Sie müßten es erkannt haben, wie werth und theuer mir Ihre Freundschaft geworden in den wenigen Stunden, worin ich das Glück hatte, Sie zu sehen — Sie können aber nicht wissen, welch fürchterlicher Kampf mit mir selber den Worten, welche ich für meinen Neffen sprach, vorherging; wie entsetzlich schwer mir die Resignation auf den letzten Traum meines Glückes wurde — wie es mir das Herz brach, mir sagen zu müssen: Du bist ein alter Mann und mußt das Loos Derer, für welche das Leben nur noch welke Blüthen hat, zu tragen wissen; laß das Glück Denen, die jung sind: es wird ja immer Denen gegeben, die es nach ihrem Werthe nicht zu schätzen wissen, die es über=

müthig wie einen schuldigen Tribut des Schicksals entgegennehmen. Die, welche seinen ganzen unermeßlichen Werth zu erkennen wüßten, sind ja immer die Enterbten. Ich habe es über mich gewonnen, so zu mir zu sprechen, und um mir selbst den Rückweg abzuschneiden, habe ich überhastig zu Ihnen gesprochen. Und doch wußte ich ganz und völlig, worauf ich damit verzichtete ... wozu ich mir das Leben machte ... zu einer grenzenlosen, nie endenden Qual! Ich hatte alle Glücksträume, Alles, Alles, was ich mir je in einer Frau ersehnt und was ich doch nie mehr zu finden hoffte, in Ihnen gesehen ... ich hatte seit dem Augenblick, wo ich Sie zuerst erblickte, keinen anderen Gedanken mehr als Sie; wie der ewige blaue Himmel war mir der Gedanke an Sie, über dem alles Andere nur noch wie flüchtige Wolken dahinzog; mit jeder Stunde wurde dies Gefühl mächtiger, unterjochender, leidenschaftlicher — es trug in einer Minute mehr in sich, als was ich früher je empfunden, es ward die ganze furchtbare Gluth eines — reifen Mannes. Und das Alles mußte ich bewältigen, niederkämpfen, ich mußte mich zum Lügner vor mir selber machen und das Höchste, Himmlischste, Größte, was je durch

meine Seele geflammt, als etwas Thörichtes, Unberechtigtes, Nichtiges verdammen, fortzuschleudern, niederzutreten suchen . . . und ich fühlte doch, daß ich es nie, niemals werde vernichten und auslöschen können . . . und ich war unsäglich elend in meiner Kraft und in meinem Muth!"

Markholm hatte dies Alles leise und langsam, wie die Worte, die sein Gefühl aussprachen, suchend und sie nicht findend, gesprochen. Sein Gesicht war bleich, seine Züge gespannt, seine Fibern schienen zu zucken . . . er blickte mit einem ängstlichen, flehenden Ausdruck zu Elisabeth auf.

Sie sah ihn an mit Blicken, in denen mehr irgend etwas Anderes als Erstaunen zu liegen schien; sie fixirte ihn groß, starr, mit einem Ausdruck von Zerstreutheit . . . es hatte beinahe den Anschein, als ob sie das, was er sprach, gar nicht anhöre, ihn nur sprechen sehe. Ihr Gesicht hatte dabei all seine gewöhnliche leise Röthe verloren; aber es zeigte nichts von Aengstlichkeit und Verlegenheit, wie am heutigen Morgen, nur Staunen und fast Entrüstung.

„Elisabeth!" rief er jetzt leidenschaftlich aus, ihr seine Hand hinstreckend, „und Sie sagen mir

nichts . . . Sie haben kein einziges gütiges Wort für mich nach all der Qual, die ich Ihnen geschildert habe?"

„Was soll ich Ihnen sagen auf dies Alles? Sie haben keine Frage daran geknüpft, auf die ich antworten müßte ... Gottlob ... thun sie es auch nicht!"

„Elisabeth! das lautet unsäglich hart — das ist grenzenlos grausam!"

„Lassen Sie uns dies Gespräch enden," versetzte sie, und diesmal zitterte ihre Lippe, als sie sprach, „ich kann Ihnen nur sagen, daß es mich unaussprechlich unglücklich macht. Verlangen Sie nicht mehr von mir zu hören!"

„Und doch weiß ich es, ich muß von Ihren Lippen ein anderes Wort hören, denn es würde mich tödten, ohne ein anderes von Ihnen gehen zu müssen."

„Nicht diese leidenschaftlichen Ausdrücke, Herr von Markholm, sie wirken auf mich nicht, aber sie thun mir wehe, sehr wehe ... mehr als ich Ihnen sagen kann, sagen darf!"

Sie stützte die Stirn auf ihre Hand und Mark-

holm sah, daß in ihre Wimpern feuchte Tropfen traten.

„Wenn Sie mir eine Wohlthat erweisen wollen, so verlassen Sie mich!“ sagte Elisabeth.

„So? ... ohne eine andere Antwort ... ohne eine leiseste Hoffnung?“

Elisabeth winkte ihm mit der Hand zu gehen... er konnte nicht anders, er mußte sie allein lassen... er mußte gehen ... ohne Hoffnung.

„O mein Gott ... ist das denn möglich?“ rief Elisabeth, als sie allein war, aus, die Hände wie in Verzweiflung zusammenschlagend, „ist es denn möglich, kann ein Mann für einen andern werben und in der folgenden Stunde uns glauben machen wollen, er selbst liebe uns ... und das vermag Markholm — er, auf den ich Berge gebaut hätte... welcher Abgrund liegt da vor mir! Markholm! Kann ein Mann so an dem jämmerlichen irdischen Besitz hängen? War es nicht Alles, Alles Lüge, was er sprach ... kam es nicht deshalb so schön, so langsam, so gesucht über seine Lippen wie eine Liebeserklärung, die er für einen seiner Romane ausarbeitet ... hätte eine wahre Leidenschaft nicht anders, ganz anders gesprochen? Ein Mann, wie

Markholm — von einer redlichen Neigung beseelt — wie ruhig, wie selbstbewußt, wie sicher, daß jedes Weib auf Erden stolz darauf sein müßte, von ihm gewählt zu werden, hätte er gesprochen: ich biete Dir mit treuer Neigung meine Hand, mache mich glücklich, indem Du die Deine hineinlegst! So hätte eine wahre Neigung aus ihm gesprochen, schlicht und einfach wie der Ton der Wahrheit ist. O mein Gott, welche bittere, bittere Stunde der Enttäuschung ist dies für mich! Auf wen noch bauen, auf welches Menschen Wort noch vertrauen nach dieser Stunde!"

Sie versank in tiefes Schweigen, aus dem sie nach langer Zeit mit dem plötzlichen Ausruf: „Wenn es wahr wäre ... es wäre zu fürchterlich, was ich ihm angethan! Aber nein, nein, nein ... ein Mann, der liebt, kann nicht werben für den Andern ... o, mein Leben gäb' ich für nur einen Blick in sein Herz!"

Max wartete lange, sehr lange auf des Onkels Rückkehr... Max war in aufgeregtester Spannung über das Ergebniß der Unterredung zwischen Markholm und Elisabeth, obwohl er sich zehnmal gesagt hatte, daß er völlig gleichgültig dagegen sei, daß

der Onkel schlichten könne, was er angestiftet, daß er, Max, nun und nimmermehr sich zu einer Transaction auf Kosten seiner Neigung hergeben werde.

Maxens Ruhe war doch nicht so unerschüttert, wie er sich vorsagte. Max hatte seine Eitelkeit so gut wie jeder Andere, und es wäre wunderbar gewesen, wenn er die Möglichkeit, daß Elisabeth von Morgenfeld mit ihrer güterreichen Hand einen schmucken Jüngling wie ihn beglücken wolle, nicht als eine über seinem Haupte schwebende Gefahr betrachtet hätte. Und der Onkel, hing er nicht mit dem zähen Familiensinn eines Poeten an jenen Gütern? Ihre Bedeutung ließ sich dieser Güterfrage auch gar nicht absprechen ... sie fiel in's Gewicht! Ach ja, sehr, sehr — der menschliche Dualismus, über den der Onkel unlängst Betrachtungen angestellt, fehlte auch in Maxens Brust nicht; da war allerdings eine recht aufrichtige treue Neigung für seine Elisabeth — aber der heimtückische Verstand hatte darüber nicht die Fassungskraft für die störende und beunruhigende Thatsache verloren, daß Landgüter ein ganz unberechenbar werthvoller Besitz sind!

Es wurde dunkel und der Onkel kam nicht.

Die Zeit des Abendessens kam... Markholm erschien noch immer nicht.

„Das ist seltsam!“ sagte sich Max besorgt, „seine Freundschaft mit diesen Morgenfelds wird nicht gleich so innig geworden sein, daß sie ihn zur Nacht dabehalten haben! Es wäre das ein übles Omen für dich, armer Max ... aber ganz gewiß hätten sie dann wohl herübergeschickt und auch dich, die Hauptperson bei der Sache, eingeladen!“

Beunruhigt ging Max, um den Onkel zu suchen... er ging den gewöhnlichen Weg nach Haus Markholm, bis an die Stelle am Ende des Waldes, wo man den Edelsitz sich über seiner Wiesenfläche emporheben sah ... das Haus lag im Mondschein dunkel und massig da; nur aus ein paar Fenstern im ersten Stock schimmerte mattes Licht. Max wanderte zurück, ohne vom Onkel etwas wahrzunehmen.

Als er dem eignen Hause wieder nahe war und durch den Mittelpfad des Gartens darauf zuschritt, sah er in dem durch eine Lampe erhellten Salon den Schatten eines Mannes sich vor den Fenstern hin- und herbewegen.

Er athmete erleichtert auf.

„Da ist er!“ sagte er, „in seinem Eisbärentrab im Zimmer auf und ab!“

Hastiger schritt er auf das Haus zu, und als er in den Salon trat, rief er aus:

„Gott sei gelobt, daß Du wieder da bist . . . ich war besorgt um Dich; Du bist so entsetzlich lange geblieben ... hast Du so lange mit Elisabeth Morgenfeld zu verhandeln gehabt?“

„Nicht ganz so lange,“ erwiderte Markholm, indem er in seinem Auf- und Abschreiten blieb und das Gesicht den Fenstern zuwandte, wie um den forschend auf ihn gerichteten Blicken seines Neffen zu entgehen.

„Aber so sprich, lieber Onkel ... welche Nachricht bringst Du von ihr?“

„Du kannst Dich vollständig beruhigen, ich habe Alles in's Gleiche gebracht!“ versetzte Markholm so tonlos wie eben. Dabei ging er in das dunkle Nebencabinet, wo er zu ruhen pflegte, und warf sich hier auf die Chaise longue nieder.

Max sah ihm einen Augenblick erstaunt nach. Dann folgte er ihm und sagte:

„Onkel, willst Du nicht soupiren? es ist fast neun Uhr!“

„Soupire nur. Ich mag nicht! Laß mich allein!"

„Lieber Onkel, Du bist todtenblaß, wie ich eben sah, Du siehst verstört aus ... ich kann mich nicht dabei beruhigen, daß Du mich fortschickst ... Dir ist etwas zugestoßen. Bist Du unwohl geworden? Soll ich Dir —"

„Unwohl!" lachte Markholm bitter auf, „in der That! Wenn den Menschen der ganze Daseinsjammer überfällt, so ist's kein Wunder, daß ihm unwohl dabei wird! Geh und laß mich!"

„Onkel, lieber Onkel," rief Max, dessen ganze Zärtlichkeit für seinen zweiten Vater erwacht war, stürmisch aus, „wie kann ich Dich verlassen! Sag mir, ich bitte Dich, was Dir geschehen ist, was ich thun kann ...?"

„Du kannst nichts daran thun, Du kannst mir nur wohlthun, indem Du mich allein läßest!"

„Aber mein Gott, wenn Du mir doch anvertrauen wolltest, was ... Du hast eine Scene, einen heftigen Streit mit Morgenfelds gehabt."

„Nun so ungefähr ... glaub' das immerhin ... man hat mich dort ein wenig zur Thür hinausgeworfen!"

„Ist das wahr?! Bei Gott, Onkel," brauste Max auf, „ich werde mich mit Morgenfeld schießen, oder, wenn nicht mit ihm, mit seinem Sohn . . ."

„Du bist ein thörichter Knabe . . . willst Du Dich schießen, so müßtest Du's mit ihr, mit dieser Elisabeth thun."

„Mit ihr? Sie hat Dich doch nicht — Onkel," rief Max, plötzlich von einem Blitz des Verständnisses durchzuckt, aus, „Du liebst Elisabeth und sie hat Dich zurückgewiesen . . ."

„Nun ja, und nun Du es weißt, laß mich allein."

„Ahnt' ich's doch, dacht' ich's doch!" sagte Max, „aber weil Du heut Morgen für mich warbest, gab ich natürlich den Glauben auf; wer hätte es danach noch denken können? Also doch! Und trotzdem hast Du für mich geworben? Armer, guter Onkel. Aber hör' einmal, Onkel," rief Max mit verändertem Tone fast vorwurfsvoll aus, „das ist aber auch eine seltsame Geschichte, am Morgen wirbst Du für mich und am Nachmittage für Dich, das ist eine Art zu verfahren, wie sie mir noch nicht vorgekommen; wie kann man denn auf ein Mädchen so losstürmen; was mußte sie von Dir glauben,

wie konntest Du ihr zumuthen, sogleich an Deine Neigung zu glauben, nachdem Du eben ihre Neigung für einen Andern gefordert! Onkel, Onkel, Du bist aber auch sehr seltsam!“

Markholm fühlte sich durch Maxens Worte sehr betroffen. Aber er schwieg.

„Es war ja ganz natürlich, daß sie sich darein nicht finden konnte,“ fuhr Max eifrig fort, „Du hättest das, was an diesem Morgen geschehen, erst in den Hintergrund treten, erst aus ihrem Gedächtniß verlöschen lassen müssen; wie konnte sie Dir denn glauben, Du liebtest sie, wenn . . .“

„Wahrhaftig, Du magst Recht haben,“ lachte Markholm bitter auf, „man kann ja den Frauen Alles glauben machen, nur die Wahrheit nicht.“

„Ach,“ sagte Max, der über das tiefe Leid seines Onkels auf das Schmerzlichste betroffen war und deshalb seinem Unmuth über das, was ihm dabei selbstverschuldet schien, nicht gebieten konnte, „Onkel, Du kannst gar nicht über Mädchen mitreden, das zeigst Du ja dadurch, wie Du's so grenzenlos verkehrt bei ihnen anfängst! Romane kannst Du schreiben, wundervoll, Liebesintriguen spinnen, so ideal und fein und schön wie möglich, aber wenn Du Dich

in die Praxis einlassen willst, so ... nun, Du leidest genug darunter, und ich glaube in der That, viel zu viel; wenn Du den weiblichen Charakter kenntest, Du würdest gewiß nicht allen Muth fahren lassen! Ich weiß nicht, was zwischen Euch vorgefallen ist, aber ich glaube nicht, daß ein Mann, wie Du, gleich zu verzweifeln braucht, seine erste Werbung werde wie auch immer aufgenommen. Was hat sie denn gesagt? Zur Thür hat sie Dich hinausgewiesen? Ah bah! Das ist gerade ein gutes Zeichen!"

„Das ein gutes Zeichen?" sagte Markholm, die Schulter zuckend. „Die Behauptung ist neu!"

„Nun ja, das beweist Leidenschaft, heftige Erregung ... Sturm, wenn Du nur erst Sturm erregt hast, was willst Du mehr? Vielleicht hat es sie innerlich gekränkt, empört, daß Du durch Deine Werbung so rasch nach der andern sie um den Glauben an Deine Aufrichtigkeit gebracht hast; vielleicht hat sie Dir gezürnt, weil Du sie zweifeln gemacht an Dir, weil der Zweifel an Dir ihr etwas Schmerzliches ist ..."

„Ach, thörichtes Zeug; spare Deinen Athem. Es bleibt mir nichts übrig, als diese Gegend zu ver-

lassen und in der Welt Betäubung zu suchen. Ich bin zu tief getroffen!"

Max fand seinen Onkel für seine Trostgründe unzugänglich. Er ging, ihm Wein zu holen, und beredete ihn mit Mühe, etwas davon zu seiner Stärkung zu sich zu nehmen.

Markholm erhob sich dann.

„Laß uns zur Ruhe gehen, Max," sagte er. „Ich werde mich am besten fassen, wenn ich allein bin. Unterdeß beruhige Dich. Ich werde vielleicht bald die alte Resignation wiederfinden, den Sinn und die Stimmung, in der ich früher oft mit Platen mir sagte:

‚Mir, der ich bin ein wandernder Rhapsode,
Genügt ein Freund, ein Becher Weins im Schatten,
Und ein berühmter Name nach dem Tode!'

Vielleicht! Gute Nacht!"

Markholm machte in der That am folgenden Tage hastige Zurüstungen zur Abreise. Maxens Ferien nahten sich dem Ende und er wollte ihn in die Stadt begleiten. Er war bleich und schweigsam, er sah aus wie tief erschöpft. Max freute sich, daß die körperliche Thätigkeit, welche jene Zurüstungen erforderten, ihm wider Willen eine Art Zerstreuung

gewährte. Im Uebrigen sah Max, daß er ihm keine Stütze sein könne, und so ging er gleich nach Tische zum Pfarrhaus hinüber; er wollte die Sache mit seiner Elisabeth besprechen, er wollte sehen, was sich thun lasse, wenn seine Freundin mit Elisabeth Morgenfeld spreche und ihr den entsetzlichen Gemüthszustand Markholm's in möglichst rührenden Worten schildere.

Kurze Zeit, nachdem Max gegangen, kam der Gärtnerbursche, den Markholm am vorigen Tage gesehen; er brachte einen Brief und ging gleich wieder; der Antwort bedürfe es nicht, sagte er.

Markholm riß mit zitternden Händen den Brief auf; es war eine klare, große und männlich feste Handschrift, in der er die Worte las:

„Ich habe gestern erkannt, wie sehr Ihnen der Besitz Ihrer Familiengüter am Herzen liegt, und dies Verlangen ist so natürlich, so wohl berechtigt, daß ich Ihnen nicht den leisesten Vorwurf machen darf. Und doch soll Eugen Markholm keinen ähnlichen Schritt wieder um dieser Güter willen machen! Ich habe einen festen Entschluß gefaßt. Nach der Verzichtleistung meines Bruders fallen mir einst diese Güter zu. Sobald dieser Augenblick eintritt, werde

ich dieselben, ich verspreche Ihnen das auf Ehre und Gewissen, sofort an Sie übergehen lassen und Ihnen unverkürzt übergeben. Ich habe eine Aspectanz auf eine Stiftstelle und meinen Theil am Allodialvermögen meiner Eltern. Dies genügt mir vollkommen, ist mehr, als ich bedarf, viel mehr. Sie können mit dem besten Gewissen diese Ueberlassung eines Besitzes annehmen, welcher Ihnen von Rechtswegen, ich bin davon überzeugt, gehört, und ich wünsche, daß Sie es thun, ohne Dank.

Elisabeth von Morgenfeld."

Markholm las diese Zeilen, einmal, zweimal, dann ballte er das Papier krampfhaft zusammen und schleuderte es mit einem Ausruf des Zornes in die Ecke.

„Noch eine Beleidigung obendrein!" sagte er dann und warf sich wie niedergeschmettert in seinen Stuhl, um lange, das Haupt auf die Hand gestützt, auf seinen Schreibtisch niederzustarren. Endlich erhob er das Haupt, stand langsam auf und holte das zerknitterte Papier aus der Ecke zurück, worin es lag. Er glättete es und legte es vor sich auf den Tisch.

„Es ist bei alledem seltsam," sagte er sich. Sie

ist gereizt, sonst würde sie nicht so beleidigend sein — tief gereizt!“

Markholm dachte an das, was gestern Abend Max zu ihm gesprochen.

„Und dennoch,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „schenkt sie mir die Güter, sie giebt mir so ohne Weiteres zwei Rittergüter, ohne einen Dank zu verlangen! Als ob ich sie nehmen würde, ihre Rittergüter!“ Er ergriff die Feder und warf hastig die folgende Antwort nieder:

„Ich war tief, tief verletzt, ich war grenzenlos elend. Ihr Brief giebt mir einen Trost. Er zeigt mir, daß wir uns nicht verstehen, gründlich nicht verstehen. Ich danke Ihnen. Die Uebertragung Ihrer Güter werde ich natürlich nicht annehmen. Ich würde sie nicht annehmen, auch wenn sie nicht in so beleidigender Weise geboten würde. Auch dann nicht; es konnte keine Rede davon sein!

Eugen von Markholm.“

Er sandte dieses Billet sofort an Elisabeth ab. Nach einer Weile machte er sich Vorwürfe darüber.

„Du hättest nicht so brüsk sein sollen,“ sagte er sich . . . „wenn Max Recht hätte . . . diese seltsame Gereiztheit . . . wenn sie meine Hand aus-

schlägt, wozu dann noch beleidigen! Aber eine männliche Antwort war dennoch die beste!"

Markholm ging in's Freie. Er warf seine Blicke auf das hübsche kleine Haus zwischen seinen Obstbaumwipfeln, auf diese ganze einsam gelegene freundliche Einsiedelei, die so ganz wie für das Traumleben eines vereinzelten Mannes, eines Dichters geschaffen, der die Welt ihn fliehen sieht und die Hand nicht heben mag, um sie sich festzuhalten.

„Es hätte ein Hafen für mich sein können," sagte er sich, „aber das Schicksal will es nicht. Wer trägt die Schuld? Niemand, als ich selber! Mit meinem thörichten Herzen, das ich eingeschlummert wähnte und das jetzt der Sturm wieder ergriffen hat, der es nicht rasten läßt, der es wieder hinauspeitscht in Wirbel und Betäubung! Wer mir dies Alles noch vor wenigen Tagen gesagt hätte . . . ich hätte ihn verlacht! O, welch eine Welt ist in uns, die wir selber nicht kennen! Und wie seltsam, daß es Menschen giebt, gewiß eine Fülle von Menschen, welche niemals zur Erkenntniß dessen kommen, was in ihnen ist, bei denen es durch ihr ganzes Leben schlummern bleibt! Wozu ist es denn da? Soll es in andern späteren Existenzen aufblühen, oder

bleibt es ein todter Werth, den die Natur verschwendet hat? Wie sie die Seelen verschwendet hat, die, für einander geschaffen, sich niemals finden und deshalb ungeweckt und unbefruchtet und ewig unfruchtbar bleiben! Seltsame Räthsel der Existenz!"

Er wanderte lange draußen umher ... er vermied die Wege, die er früher betreten, durch die Wiesen, durch sein Gehölz ... er schritt über die Ackerfluren an den Rainen entlang; erst die Dämmerung mahnte ihn an die Heimkehr; so kam er an dem Pfarrhof vorüber, an der hinteren Hecke, welche den Garten des Pfarrers von der Feldflur trennte. Markhelm sah zwei Gestalten in den dunkelnden Schatten der Obstbäume auf- und abgehen; die eine war Max; das Mädchen neben ihm mußte Elisabeth Kramer sein ... sie war freilich keine Mythe, dies junge, schlanke Wesen, das neben Max elastisch, als wenn sie den Boden unter ihren Füßen nicht fühle, einherschritt, das Haupt mit den blonden Ringellocken zu ihm emporgewandt.

Beide waren viel zu sehr in das, was sie sich zu sagen hatten, versunken, um etwas von dem melancholischen gebeugten Manne wahrzunehmen,

der so nahe bei ihnen, nur durch eine Hecke getrennt, vorüberschritt.

„In Anderer Glück sein eigenes finden!“ sagte sich Markholm einen Augenblick stehen bleibend, um sie zu betrachten, „wer es könnte! Giebt es so selbstverleugnende Naturen? Wenn man selber das Glück des Andern geschaffen hat ... ja, dann vielleicht! Aber wenn es nur der ewige Spiegel des Glücks ist, das man selber nicht fand . . . ist es dann möglich?“

Er kam in seiner Wohnung an ... die Zimmer, in denen tiefes Abenddunkel herrschte, waren öde und leer und kalt. Er klingelte und die Dienerin kam, das Kaminfeuer zu besorgen; währenddeß trat er in sein neben dem Salon liegendes Zimmer, um die Lichter auf dem Schreibtisch anzuzünden, er wollte versuchen, ob er in der Arbeit Vergessen finden könne.

In diesem Augenblick hörte er die Glasthür, die in den Garten führte, sich öffnen . . . ein leichter Schritt nahte sich durch den Salon ... Markholm's Herz schlug plötzlich so hoch auf, als ob es ihn ersticken wolle; er setzte die eben aufflammende Kerze mit zitternder Hand nieder und wandte sich —

„Elisabeth!“ rief er aus.

Es war Elisabeth. Aber wie eigenthümlich sah sie aus! So blaß, so scheu, so ganz anders als sonst, wenn sie ihn mit ihren großen fragenden selbstbewußten Blicken ansah. Sie stand neben der offenen Thür, deren Schwelle sie eben überschritten, an der Wand, die Hände hinter sich, als ob sie einen Anhalt suche an der Wand oder sich nicht weiter in den Raum hineinwage.

„Elisabeth!“ rief er noch einmal, „Sie?“

„Verzeihen Sie mir . . . es ist so spät . . . schon dunkel . . . ich muß auch gleich zurückkehren . . . aber Ihr Bote erzählte, daß Sie Anstalten zur Abreise träfen . . . ich mußte Sie noch einmal sehen . . . ich . . . ich glaube, daß ich Ihnen Unrecht gethan . . . es ließ mich nicht ruhen . . . daß wir uns nicht verstehen sollten!“

„Elisabeth . . . Sie so vor mir wie eine um Verzeihung Bittende . . . was könnten Sie mir zugefügt haben, was dies nicht für ewig aus meinem Gedächtniß löschte!“

Er hatte ihr die Hand gereicht, und als sie die seine nahm, führte er sie zurück in den Salon, an die wärmende Flamme des Heerds.

„Lassen Sie sich an meinem Heerde nieder, und dann . . . gewiß wir werden dahin kommen, uns zu verstehen!"

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan, ich glaube es. Ihr Brief hat mir die Augen geöffnet. Sie haben mich nicht täuschen, nicht hintergehen wollen. Was Sie für Ihren Neffen sprachen, war das Ergebniß eines harten und schweren Kampfes mit sich selbst."

„Bei Gott, das war es!" rief Markholm aus, „das war es!"

„Und dafür muß ich Sie nur um so mehr achten, Markholm . . . und . . . sehen Sie, ich bin keine leidenschaftliche Natur, ich kenne die Accente der Leidenschaft nicht; ich konnte Sie deshalb so völlig falsch beurtheilen, ich konnte glauben, Sie handelten aus Beweggründen, die Ihrer nicht würdig waren. Ihre Zeilen zeigten mir, wie tief mein Irrthum war . . . wie thöricht mein Mißtrauen, wie vergebens der ganze Schmerz gewesen, der mich erfaßt hatte, weil ich hätte zweifeln müssen an Ihnen! Verzeihen Sie es mir, ich habe so sehr darunter gelitten! Ich bin ein thörichtes Geschöpf . . . aber wenn Sie mich wollen, so wie ich bin, mit einer ehrlichen Neigung, mit dem aufrichtigen Verlangen mich, ganz dahin zu

geben für Ihr Glück, mit der Ueberzeugung, daß mir kein größeres Glück je werden kann, als das Bewußtsein für das Ihre zu leben . . . dann . . . da ist die Hand, um die Sie geworben haben!“

Markholm war keines Wortes mächtig . . . er wäre gern vor ihr auf die Kniee gesunken, wenn sie ihn nicht so groß und ruhig ernst und doch mit weicher inniger Hingebung angesehen hätte, daß er sich schämte, seiner Leidenschaftlichkeit nachzugeben . . . er nahm nur ihre Hand und umschloß und drückte sie mit seinen beiden, und sagte nach Athem ringend:

„Elisabeth, die Götter meines Heerds hören Ihr Gelübde und — meinen Schwur.“

Der böse Nachbar.

Erzählung.

I.

Ein junger Mann schritt unfern der Weser durch eine waldreiche Gegend, in welcher die wenig erhobenen Hügelrücken dichtes Laubholz trugen, während die schmalen Thaleinsenkungen dazwischen von saftig grünen Wiesenflächen eingenommen waren. Der Weg des Wanderers, ein gewundener Fußpfad, hielt sich fast immer in wohlthuendem Schatten, und einen anmuthigeren Weg für eine Fußwanderung konnte es nicht geben. Bald durch die grünen Waldeshallen, in welche die Nachmittagssonne schräg ihre Lichter warf; bald an den klaren, hier und da über ein Wehr rauschenden Bächen entlang, welche die Wiesenflächen durchliefen; auch zuweilen über kleine Brücken und Stege, über welche die breiten Aeste sich wölbten wie hohe Lauben. Im Walde pfiff die Goldamsel, und anderes Gevögel zwitscherte und sang in den Zweigen; den starren Waldbäumen, die

sich nicht regen und bewegen können, ist ja das beweglichste und beschwingteste Volk in der ganzen Schöpfung zu Gesellen gegeben. Wo die Sonne einen größeren Fleck des Weges beschien, schlängelte sich auch wohl eine behende Eidechse und verschwand raschelnd im vorjährigen Laube. Sonst war alles still. Menschen schienen in dieser romantischen Waldgegend nicht zu hausen, oder, wenn sie da waren, die Hut ihrer Wiesen dem lieben Gott überlassen zu haben, den sie, in grober Holzarbeit ausgeschnitzelt, an braune, neben dem Wege aufgerichtete Kreuze gehangen hatten.

Der junge Mann, welcher durch diese Gegend schritt, sah am meisten einem wandernden Studenten ähnlich — dann aber jedenfalls einem, der über den Büchern nicht die frische und kecke Lebenszuversicht verloren. Er blickte aus den dunkeln Augen sehr scharf und fast herrisch um sich; die Züge waren gebräunt, unter der feingeschnittenen Nase hatte sich ein respectabler blonder Schnurrbart entwickelt; blond auch war trotz der dunkelbraunen Augen das lockig gekräuselte Haupthaar; hoch und stark entwickelt die Stirn, auf der ein österreichisches Militärkäppchen mit dem gerade vorstehenden Lederschirm thronte.

Das letztere deutete nun freilich nicht gerade auf den Studenten; aber das Aeußere des jungen Mannes that es, der bestaubte Kittel, der kleine leichte Tornister und, mehr als das, etwas Keckes, Selbstbewußtes und doch Gedankenvolles in seinen Zügen.

Noch einen von Wald überschatteten Hügel hatte unser Wanderer hinter sich und war eben an ein Drehkreuz am Ausgange des Gehölzes gekommen, als er überrascht plötzlich von der Seite her vor diesem Drehkreuze ein lebendes Wesen Halt machen sah, das freilich nicht hindurchkonnte und nun ungeduldig den Kopf aufwarf, sich streckte und heftig schüttelte und dann aus Leibeskräften ungestüm um sich schlug, um das Fliegen- und Bremsenzeug abzuwehren, das sich über ihm versammelt hatte.

Dies neu auftauchende Wesen war ein schönes, kräftig gebautes braunes Pferd, das auf seinem Rücken ein Paar Gurte und unter seinem Bauch einen nicht mehr neuen, nach alter Art construirten Damensattel trug, dessen kurzer Bügel nachschleppte und jeden Augenblick die Hinterhufe des Thieres einzufangen drohte.

Unser junger Mann nahte dem Flüchtling mit möglichst ruhigen Bewegungen; das Pferd blickte ihn

mit vorgestrecktem Hals, durch die weitgeöffneten Nüstern schnaubend, an; in dem Augenblick, wo der Wanderer mit raschem Griff den herabhängenden Zügel faßte, schnellte es den Kopf in die Höhe und wollte die Flucht ergreifen; aber es war zu spät — es war gefangen!

Der junge Mann klopfte und streichelte dem Thier den Hals, und sprach ihm mit einer weichen eigenthümlich wohllautend klingenden Stimme zu; dann knüpfte er die zerrissenen Zügel aneinander, und nachdem er diese fest um das Drehkreuz geschlungen, begann er den Sattel loszuschnallen und wieder in seine richtige Lage zu bringen. Dies gelang ihm, indem er seine Thätigkeit häufig unterbrach, um die Bremsen abzuwehren, welche augenscheinlich das arme Thier in die Aufregung gebracht, in der es seine leichtsinnige Escapade gemacht hatte. Als er damit zu Stande gekommen und die Zügel wieder gelöst hatte, führte er es eine Strecke weit auf dem Fußpfade hinter sich. Der Weg lief jetzt zwischen dem Gehölz links und einer schmalen Wiesenfläche rechts; die tief in den weichen Wiesengrund eingeschlagenen Hufspuren zeigten, daß das flüchtige Thier von dieser Seite gekommen war. Nach einer

Weile blieb der junge Mann stehen, warf dem Pferde die Zügel über den Hals, trat an seine Seite und schwang sich mit großer Leichtigkeit, ohne des fehlenden hülfreichen Männer-Bügels zu bedürfen, auf den Rücken des Pferdes, auf dem er sich leicht und sicher wie eine Dame festsetzte und nun das Thier völlig in seiner Gewalt zeigte.

War unser Wanderer ein Student, so mußte er mit vielem Erfolg, das sah man, die Universitätsreitbahn besucht haben und jedenfalls war er „in allen Sätteln gerecht."

Der Pfad, dem der Reiter folgte, verließ jetzt das schmale Wiesenthal, zog sich rechts über einen kleinen mit Buchenwald bedeckten Rücken, der eine Verbindung zwischen zwei höheren rechts und links sich erhebenden Waldbergen bildete, und führte, leise niedersteigend, an der andern Seite des Rückens hinab bis an eine Stelle, wo der Fremde durch ein von den Buchenzweigen gewölbtes dunkles Thor ein von der Sonne grell beschienenes reizendes kleines Landschaftsbild erblickte, welches das Waldthor auf's schönste umrahmte.

II.

Es war eine Scenerie ganz eigenthümlicher Art, Ein kleines rundumher abgeschlossenes Thal, umgeben von grünen, dicht mit Laubholz bestandenen Bergen, an deren Fuß Wald und Wiese sich um den Raum stritten und in diesem Kampfe kleine Buchten hervorgebracht hatten, je nachdem das eine oder das andere in das Gebiet des Grenznachbars eingedrungen. In der Mitte ein großer ovaler Weiher, dunkel, spiegelglatt, reich besäet mit träumerischen weißen Seerosen und belebt von einer Schaar weißer Enten, und inmitten des Wassers, von seiner Fläche klar gespiegelt, auf starken Grundmauern sich erhebend, ein kleiner eigenthümlicher Schloßbau, über einer Terrasse mit vier kleinen Eckpavillons aufsteigend, gelbgrau, verfallen, aber reizend wie ein Märchenbild, wie ein Traum, wie ein Luftschloß, das eine Poetenphantasie sich baut.

Das braune Damenpferd wieherte, als es des kleinen Schlosses ansichtig ward, und hob sich aus eigenem Antrieb zu einem kurzen Galopp, der den Reiter nach wenigen Augenblicken, an einer verfallenen Gartenmauer entlang, zu einem Wirthschaftsgebäude

brachte, in welchem eine offenstehende Thür in einen Stall blicken ließ. Da der Braune vor dieser Thür hielt, so schloß der Fremde daraus, daß das Pferd sich hier heimisch fühle, und sprang auf den Boden. Keine Menschenseele ließ sich blicken. Er rief. Niemand kam. So führte er das Thier selbst in den Stall. An einem Ring in der Krippe hing das Stück des Zaumes, das der Flüchtling abgerissen hatte.

„Also von hier aus," sagte der Fremde, „hast du den kleinen Ausflug unternommen, mein Brauner . . . nun, es war ja auch Niemand da, der dich hütete und wenn die Stallthüren so leichtsinnig offen gelassen werden, kommen die Bremsen herein, die so abscheulich stechen, daß ein geduldigerer Gast, als du bist, darüber den Koller bekommen könnte! Und jetzt erhole dich," setzte er hinzu, nachdem er das Thier auf's Neue angebunden hatte und indem er ihm einen Schlag auf die Kruppe gab . . . „und nun will ich sehen, wo wohl deine Herrin steckt und ob mir denn Niemand dankt, daß ich dich eingefangen!"

Er schritt, nachdem er die Stallthür hinter sich geschlossen, an dem kleinen Wirthschaftsgebäude entlang einer steinernen Brücke zu, welche mit einer

zierlichen, auf kleinen Sandsteinsäulen ruhenden Balustrade versehen war. Die Brücke mündete auf die breite mit Steinplatten belegte Terrasse, die ringsumher mit einer gleichen Balustrade versehen war. Dem Ende der Brücke gegenüber stand die Thür, die in das Innere des Gebäudes führte, halb offen.

Das kleine Schloß war ein Bau von einer Hauptetage, mit einem Entresolstock, den runde Fenster, sogenannte Oeils de boeuf andeuteten, darüber; dann kam ein Mansardendach mit schwarzer Schieferbedeckung und hohen breiten Essen; in der Mitte über dem Portal aber sprang aus dem Entresolstock ein Balcon vor, unter welchem in weißer Stuckarbeit ein von mächtigen Sonnenstrahlen umwobenes Phöbushaupt auf die Eintretenden niederblickte; an den Wandflächen zwischen den Fenstern rechts und links waren Jagdtrophäen in Sandstein angebracht; an beiden Seiten des Baues aber erhoben sich zwei schlanke viereckige Thürme mit kleinen Kuppeln und Laternen darauf. Alle Verhältnisse waren edel und schön, das Ganze hätte man in der That kokett nennen mögen, wenn ein Gebäude kokett sein kann . . . und weshalb sollte es das nicht, wenn es zu gefallen und zu bestricken sucht durch ganz besondere

Mittel und . . . doch von demselben Stein ist wie das Herz einer koketten Frau!

Der junge Mann schritt von der Terrasse durch die halb geöffnete Glasthür, die ohne Treppenstufe oder Schwellenerhöhung in das Innere führte, und betrat einen ovalen Salon, der in vollkommenster Harmonie mit dem Aeußeren des Gebäudes stand. Er war kunstreich parkettirt, während an der Decke ein großes mythologisches Gemälde prangte, aus dem nackte Amouretten und halbnackte Nymphen Blumen auf den Eintretenden niederwarfen; über den Thüren Süpporten mit Schäferscenen, die Wandfelder von reichen Stuckzierrathen umrahmt — Alles das gehörte einem und demselben Geschmack an und war sehr hübsch, wenn es auch sehr zerfallen und vom Zahn der Zeit benagt war, der mit so leichten Werkzeugen wie Staub und Spinneweben und feuchtem Dunst Steine zerbricht und Wände umwirft.

An den beiden entgegengesetzten Enden befanden sich zwei Nischen angebracht; die eine war mit allerlei Muschelwerk ausgelegt, und oben auf einer kleinen Stufenpyramide stand hier mit hochaufgerecktem Schnabel ein stolzer Schwan, bestimmt, das Wasser auszusprudeln, das einst in Cascatellen die Stufen

niedergeströmt war; aber leider war der Schwan todt, das Wasser sprudelte, die Cascatellen rauschten nicht mehr . . . des Fremden Auge flog von der todten staubgeschwärzten Muschelnische der gegenüberliegenden Nische am andern Ende des ovalen Raumes zu, und hier traf es auf einen Schwan, der lebendig war und athmete.

Der athmete und zwar sehr überrascht hoch auf athmete; ein hochgewachsenes, schlankes junges Mädchen, das auf dem Sockel einer Statue des Meleager saß und bisher in eine Lecture versunken gewesen war — das Buch, welches sie gehalten, entsank ihrer Hand, als sie jetzt auffahrend ein leises: Ah! der Ueberraschung ausstieß.

Sie war gekleidet in eine weiße Blouse und einen langen dunkelgrünen Reitrock; ihr Reithut mit weißer Feder, Handschuhe und Gerte lagen neben ihr zu Füßen des Meleager, der die zweite Nische ausfüllte.

Der Fremde nahte sich ihr rasch und hob das Buch auf, das sie hatte fallen lassen. Er überreichte es ihr mit einer Verbeugung, nachdem er einen Blick auf den blauen Umschlag geworfen.

„Sie lesen da ein reizendes Buch, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er dabei mit einer gemüthlichen

Unbefangenheit, als ob er eine längst Bekannte anrede, „,das Pferd des Phidias,' *) ich freue mich zu sehen, daß es bis in diese Waldgebirge gedrungen, es kann nichts Geistreicheres und Hübscheres geben, als diese Plaudereien à propos d'un cheval — aber man darf nicht ganz das eigene darüber vergessen und in den Wald durchgehen lassen . . ."

Die junge Dame, die etwa zwei- bis vierundzwanzig Jahre haben konnte und deren feine vornehme Züge sich mit hellem Roth bedeckt hatten, während der Fremde, der ihre völlige Einsamkeit so unvermuthet unterbrochen, sie angeredet, blickte ihn jetzt mit einem Ausdruck an, worin etwas von zurückweisender Kälte lag. Aber zugleich war sie augenscheinlich verlegen und verwirrt durch diese plötzliche Erscheinung, und sie fragte ein wenig stotternd:

„Ich verstehe Sie nicht ... mein Pferd ist doch nicht . . ."

„Ist aus Verzweiflung über die Vernachlässigung von Seiten seiner Herrin aus dem Stalle gelaufen und durchgegangen."

---

*) Plaudereien aus Athen von V. Cherbuliez. Jena, 1861.

Die Dame sprang auf und machte einen hastigen Schritt der Thür zu.

„Beruhigen Sie sich, mein gnädiges Fräulein, ich habe es eine Viertelstunde von hier im Walde aufgefangen uud zurückgebracht. Es steht jetzt an seiner Krippe so ruhig, wie das Pferd des Phidias an seinem Fries.“

„Dann muß ich Ihnen in der That dankbar sein,“ sagte die Dame leise und langsam, den Fremden jetzt ruhiger musternd und ein wenig widerstrebend, einem unbekannten Menschen danken zu müssen ... „ich hoffe es ist unverletzt?“

„Es ist Alles unverletzt daran bis auf die Zügel, die ich wieder zusammengeknotet habe.“

„Nun, in der That, ich bin Ihnen sehr verbunden,“ widerholte das junge Mädchen mit einer kurzen Verbeugung und nahm den Hut und die Handschuh auf, um zu gehen.

„Darf ich Sie nicht bitten, mir eine Auskunft über dies kleine Schloß zu geben?“ fragte der junge Mann, während sie den Hut auf ihren blonden Locken befestigte. „Ich bin fremd hier, fremd geworden wenigstens. . .“

„Das Schloß heißt Falkenrieth und war ursprüng-

lich ein Jagdhaus der Fürsten von W. Man sagt, einer der Fürsten habe es zur Sommerfrische für seine . . ."

Das junge Mädchen zog, während sie dies sagte, langsam ihre Handschuhe an und schien bei den letzten Worten plötzlich auf eine Schwierigkeit dabei zu stoßen, so daß sie über dem heftigen Niederstreichen des widerspenstigen gelben Leders vergaß, was sie sagen wollte.

„Falkenrieth? der Name lautet hübsch!" bemerkte der Fremde.

„Es gehört jetzt zur Concursmasse der gräflichen Familie von Wasenstein, und die sucht es zu verkaufen, weil es nur Erhaltungskosten macht und der kleine Waldbering, der ringsumher dazu gehört, sehr wenig einbringt in dieser entlegenen Gegend . . ."

„Es ist ganz allerliebst und eine würdige Schöpfung einer verliebten Fürstenphantasie," versetzte der junge Mann. „Man sollte es allen Neuvermählten im Lande für ihre Flitterwochen einräumen, wie die Thurmstube auf dem Stephansthurm zu Mainz. Kann man die übrigen Räume sehen?"

„O ja," fiel die junge Dame, gesprächiger werdend, ein; und als ob es ihr eine Befriedigung gewähre,

die kleine Schöpfung Jemandem, der ein Auge für seine Schönheit verrieth, zu zeigen, ging sie lebhaften Schritts der nächsten Flügelthür zu und öffnete sie.

Der Fremde blickte in ein kleineres, weiß und rosaroth decorirtes Zimmer, dessen Farben sich besser erhalten hatten, als die des ovalen Saales.

„Das reinste Roccoco, das man sehen kann," bemerkte er; „man kann den Styl Louis Quinze nicht geschmackvoller durchgeführt finden! Es ist nur schade, daß alle Einrichtung fehlt. Welch' schöne Marmortische auf vergoldeten Löwenklauen und Bockfüßen, welche prächtigen eingelegten Schränke und Boule-Arbeiten würden wir sonst sehen!"

„Das ist Alles längst fortgeschleppt," antwortete die Dame; „das Gebäude steht schon lange vollständig leer . . . Sie sind wohl Künstler?" wandte sie sich dann plötzlich an den jungen Mann.

„Künstler? . . . nun ja; aber wer darf sich so nennen? Wer darf von sich sagen, in dem, was seine Hände stümpern, sei von ihm ein Strahl der ewigen Schönheit eingefangen?"

„Ich sah es, weil Sie ein Auge für diese Sachen haben," fuhr die junge Dame jetzt, seitdem sie den Fremden in eine bestimmte Lebensstellung

eingerückt erblickte, mit weit größerer Unbefangenheit fort. „Sie werden Studien in unserer Waldgegend machen wollen, und es freut mich, daß Sie dies vorhaben. Wir haben so wundervolle Partieen, und doch ist es so selten, daß sich hierher ein Künstler verirrt!"

„Leider komm' auch ich nicht zu solchen Studien hierher; ich bin, wie gesagt, nicht anmaßend genug mich Künstler zu nennen, und mein Dilettiren beschränkt sich auf Kneten von Thon und Bosseln von Stein — ich pfusche in die Plastik!"

„Plastik?" wiederholte die junge Dame; „ein seltenes Talent, das am höchsten stehen soll, obwohl ich in seine Geheimnisse nicht recht einzudringen verstehe; die Plastik hat und behält etwas Todtes, Kaltes für mich. . ."

„Trotz Ihrer Lectüre?" fragte der Fremde, indem er auf das zu den Füßen des Meleager liegen gebliebene Buch deutete.

„Trotz des Pferdes des Phidias und alles Geistvollen, was darin über die plastische Darstellung eines atheniensischen Gaules gesagt ist . . . ich bin hier in der romantischen Waldeinsamkeit groß geworden, zwischen einfachen Scenerien, die nur durch

Linien und Farben wirken — die Romantik soll sich mit der Plastik nicht vertragen . . ."

„Sind Sie musikalisch?"

„Auch das nicht!"

„Dann sind Sie für die Plastik nicht verloren!"

„Sonst wäre ich es?" fiel sie lächelnd ein — „aber," sagte sie sich wendend, „der atheniensische Gaul hat mich an den meinen erinnert; es wird Zeit, daß ich heimkehre. Wollen Sie sich noch umschauen in dem Gebäude, so thuen Sie es, aber schließen Sie die Thür und geben Sie den Schlüssel drüben im Wirthschaftsgebäude bei den Wärtersleuten ab."

„Ich habe genug für heut' und werde später wohl zurückkehren," sagte der Fremde . . . „ich hätte große Lust, das hübsche Schlößchen zu kaufen. Was wird es kosten?"

„Sie? kaufen?" rief die junge Dame mit einem Tone wie unangenehme Ueberraschung aus, und mit einer Miene, aus der alle Heiterkeit verschwunden war, zu ihm zurückblickend. Der Blick auf seine äußere Erscheinung aber schien sie zu beruhigen.

„Man fordert mehr als zehntausend Thaler dafür," fuhr sie fort, indem sie durch die Thür des

Salons schritt und, nachdem der Fremde ihr nachgekommen, zu schließen versuchte, eine Mühe, bei welcher der junge Mann ihr zuvorkam.

Sie gingen schweigend über die Brücke. Am Ende deutete die Dame auf eine kleinere Thür im Wirthschaftsgebäude und sagte: „Geben Sie da den Schlüssel ab. Adieu, mein Herr!"

Sie wandte sich mit einem halb freundlichen, halb stolzen Nicken des Hauptes von ihm ab und ging zu ihrem Pferd. Der junge Mann öffnete die ihm bezeichnete Thür und trat in eine kleine Küche; es war Niemand darin, auch in der hinterliegenden Kammer nicht. Er legte deshalb den Schlüssel auf den Tisch und kehrte zurück.

„Es ist Niemand da," sagte er, der Dame nacheilend, „Niemand, der Ihnen behülflich sein kann, und Sie müssen sich deshalb schon meine Dienste gefallen lassen."

Ohne ihre Einwilligung abzuwarten, holte er das Pferd aus dem Stalle, zog die Sattelgurte an und führte das Thier an einen daliegenden kurzen Holzblock, der das Aufsteigen erleichtern konnte. Die Dame sprang darauf, aber bevor sie aufstieg, untersuchte sie die kleine Satteltasche.

„Mein Gott, nun ist das Tuch und das Taschenbuch, das ich hineingesteckt hatte, verloren!" rief sie klagend aus.

„Wenn Sie es darin gelassen haben, so ist es freilich herausgefallen, der Sattel hing unter dem Bauch des Thieres . . . hatte das Taschenbuch Werth für Sie?"

„Gewiß, großen . . . ich möchte es um Vieles nicht missen —"

„So will ich suchen, den Spuren des Pferdes nach, die es bei seinem Ausbrechen hinterlassen hat..."

„O nein, nein, nein, das sollen Sie nicht," fiel die Dame geängstigt und erschrocken vor dieser neuen Verpflichtung gegen den Fremden ein.

„Aber wenn es Werth für Sie hat . . . und da Niemand anders da ist . . ."

„Doch, doch, da kommt schon Jemand!"

In der That hörte man Schritte, die Schritte eines eilig Laufenden; im nächsten Augenblick kam ein Bauernbursche von etwa fünfzehn Jahren um die Ecke des Wirthschaftsgebäudes gelaufen, über dessen geröthetes Gesicht die hellen Tropfen Schweißes niederperlten. Er hielt ein feines gesticktes Taschentuch und das Buch in der Hand.

„Gnädiges Fräulein, ist das Ihres?" rief er athemlos aus.

„Ja, ja," sagte sie hocherfreut, „das ist brav von Dir, mein Junge!"

„Ich fand es auf der Wiese drüben in Sundern," sagte der Junge luftschöpfend . . . „und da dacht' ich's gleich, daß es Ihr's sein müsse, und gab mich auf den Lauf, um's Ihnen zu bringen, weil ich Sie nach Tisch hatte auf Falkenrieth zureiten sehen . . ."

„Ich danke Dir in der That . . . wie heißest Du?"

„Ich bin des Waldkaspars Franz . . . geben Sie mir etwas, gnädiges Fräulein!"

Das gnädige Fräulein griff in eine Falte ihres Reitrocks, und roth werdend zog sie die Hand leer wieder heraus, einen verlegenen Seitenblick auf den Fremden werfend.

„Wir sind so arm," sagte der Junge, sich zu dem fremden Herrn wendend.

Der Fremde zog eine Börse hervor, öffnete sie und mit einem unbefangenen Lächeln sagte er: „Mein Junge, ich habe nicht einen rothen Pfennig!"

Die junge Dame sah mit einem Blick, worin etwas von Verwunderung und etwas von Schadenfreude lag, den Käufer von Schloß Falkenrieth an;

dann sagte sie mit spöttischem Ton: „Nun, Sie werden Falkenrieth wohl nicht theuer machen.“ Und zu dem Jungen sich wendend: „Mein guter Bursche, willst Du morgen Nachmittag wieder hier sein? Dann werd' ich Dir einen Gulden mitbringen, hörst Du?“

„Es ist gut!“ sagte der Bursche ein wenig verdrossen und ging, um hinter der Ecke des Gebäudes wieder zu verschwinden.

Sie schwang sich jetzt in den Sattel, während der Fremde das Pferd hielt. Als sie die Zügel genommen hatte, blickte sie auf den jungen Mann mit einer Miene herab, in welcher sich jetzt ein Ausdruck verlegenen Zweifels malte, sie bewegte die Lippe, als ob sie sprechen wolle, und schwieg doch und erröthete dann, als ob sie etwas gesagt, was sie verlegen mache, endlich sagte sie halblaut: „Wie werden Sie denn weiterreisen können, wenn . . .“

„Wenn Sie Ihren letzten Groschen schon vor zwei Stunden einem Bettler geschenkt haben?“ fiel der junge Mann ein, da sie sich unterbrach; „ich danke Ihnen für Ihre Sorge, mein gnädiges Fräulein; in einer Stunde werde ich daheim sein!“

„Dann leben Sie wohl, ich danke Ihnen für Alles, was Sie an mir und meinem Pferde gethan!“

Mit einem huldvollen Lächeln neigte sie den Kopf und ritt davon. Der Fremde schaute ihr eine Weile nach, als ob seine Blicke ihr magnetisch angezogen folgten; dann, wie aus einem Traum erwachend, sagte er: „Was mag sie von mir denken — keinen Pfennig Geld in der Tasche und große Reden führen — Schloß Falkenrieth kaufen! Welch ein Renommist! Wie boshaft sie mir's vorwarf! Wie sarkastisch! — Es war abscheulich!" Er lachte auf, dann fuhr er mit einem tiefen Seufzer sehr ernst fort: „Ach, es ist oft sehr hart, keinen Pfennig zu haben . . . wir kennen das ja!"

Er schritt voran, den Fußsteig, den er gekommen, nach rechts hin weiter verfolgend, während die Dame einen Fahrweg nach links eingeschlagen hatte. Bevor sie hinter den Waldbäumen, die sie jetzt erreicht hatte, verschwand, blickte sie noch einmal nach dem Wandernden um; er grüßte lebhaft winkend und erröthete dann über das, was er gethan.

III.

Der Weg, den der junge Mann verfolgte, führte aus den Bergen heraus in ebnere Gegend, worin der Anbau vorherrschte. Hier und da lagen kleine Gehöfte; nach einer halben Stunde hatte er einen Weiler erreicht, und durch die einzige breite Gasse desselben schreitend, kam er an ein altes verfallenes eisernes Gitterthor, hinter welchem eine dunkle Ulmenallee auf einen hohen stattlichen Edelhof zuleitete. Das Gitterthor war verschlossen, aber die kleineren Einlässe rechts und links daneben standen offen, und unser Wanderer schritt durch einen derselben und dann unter den dunkeln Wipfeln der Allee dahin. Am Ende derselben lagen zwei kleine Gebäude, achteckig, mit schindelbedeckten Kuppeln versehen; eine brusthohe Mauer verband sie und schloß so einen Hof ab, in dessen Hintergrunde ein altes Herrenhaus mit doppelfluchtiger Treppe und großem Portal sich erhob.

Als der junge Mann durch das Stakettthor in jener Mauer den Hof betreten hatte, hielt er seine Schritte an und überschaute mit einem ernsten, sinnenden Blick die Scene. Sein Auge glitt über das

Ganze, als ob er längst Gesehenes wiederzuerkennen suche, oder als ob seine Erinnerung den abendstillen, verlassenen Hof mit entschwundenen Gestalten bevölkern wollte. Dann trat er an eines der achteckigen Gebäude und blickte durch ein vergittertes Fenster in das Innere. Es war zu einer Kapelle eingerichtet; sein Auge haftete auf dem im Schatten liegenden Altar, auf den Stufen, wie das eines Mannes, der die Stelle erblickt, wo er vor Jahren gekniet und die ersten Gebete seiner kindlich gläubigen und reinen Seele gesprochen. Dann wandte er sich ab und näherte sich dem Herrenhause. Aus dem Portal trat eine Magd und kam ihm die Treppe niedersteigend entgegen; hinter ihr aus der geöffneten Hausthüre stürzte ein großer Hühnerhund hervor und bellte den Fremdling an.

Die Magd hatte Mühe, das Thier zu besänftigen, und die Frage des Fremdlings nach dem Herrn Administrator beantwortete sie dahin, der Herr sei nicht daheim, auf den Feldern irgendwo, aber er werde gleich heimkehren, da es Zeit zum Abendessen sei.

„Ich will auf ihn warten," sagte der junge Mann und schritt in's Innere des Hauses. In dem Corridor, der ihn umfing, öffnete das Mädchen eine

Seitenthür, die in das Empfangzimmer des Herrn führte.

Der Fremde warf seinen leichten Tornister vom Rücken und auf den runden Tisch inmitten des Zimmers; dann setzte er sich auf ein hartes Roßhaarkanapee und überblickte die Einrichtung des Gemachs: altfränkische Möbel, schlechte Lithographien in schwarzen Rahmen an den Wänden und schädliche werthlose Nippsachen auf der geschweiften Commode unter einem großen venetianischen Spiegel. Nachdem der junge Mann eine Weile ausgeruht, sprang er, wie unruhig bewegt, wieder auf. Er suchte aus einem Bündel Cigarren, das auf der Commode lag, die bestgearbeitete heraus, entzündete sie mit dem Feuerzeug, das daneben stand und ging dann hinaus, um im gegenüberliegenden Raume das Mädchen wieder aufzusuchen, das darin verschwunden war; es war eine große dunkle Küche, die er betrat, das Mädchen stand neben einem andern am Heerd und hantirte mit Teller und Schüsseln.

„Du kannst auf einen Gast mehr zählen," sagte er zu der ländlichen Schönen, „aber jetzt komm mit mir und schließ' mir den oberen Stock auf, ich will die herrschaftlichen Zimmer sehen."

Das Mädchen warf ihm einen erstaunten, ihrer Küchencollegin einen fragenden Blick zu; in der Annahme, daß der Fremde, der so befehlend auftrat, ein genauer Freund des Herrn sei, gehorchte sie jedoch. Sie nahm ein Schlüsselbund von der Wand und schritt voran.

Am Ende des Corridors führte eine breite schöne Steintreppe mit kunstreichem Eisengeländer in die Höhe. Oben auf dem Vorplatze schloß das Mädchen eine hohe Flügelthür auf, und der Fremde trat in einen Vorsaal, in welchem offenstehende Thüren nach rechts wie nach links in eine Enfilade von dunkelnden, schon von der anbrechenden Dämmerung erfüllten Gemächern blicken ließen. Sie waren meublirt, wie die Wohnräume einer wohlhabenden Adelsfamilie zu sein pflegen, Alles ein wenig veraltet und noch mehr bestäubt, verschossen, vernachlässigt. An den Wänden hingen Oelbilder, Portraits, Landschaften; am Ende der Reihe rechts befand sich ein die ganze Breite des Gebäudes einnehmender Saal mit Fenstern nach zwei Seiten, mit Krystalllüstre und krystallenen Wandleuchtern, in der Mitte der dunkelrothen Wandflächen mit Statuetten geschmückt, die sich weißleuchtend von dem dunklen

Grunde abhoben; auch die Decke war mit weißen Stuckfiguren verziert — der Raum war augenscheinlich der Festsaal des Hauses.

Der junge Mann schritt quer durch den Raum auf die Nische zu, welche in der der Eingangsthür gegenüberliegenden Längenwand angebracht war, auf die weißleuchtende Statue, welche in dieser Nische auf kniehohem Postamente von dunklem Marmor stand . . . er blieb vor ihr stehen und stieß ein leises unwilliges „Ah!“ aus, es schien ihn etwas in hohem Grade betroffen zu machen. Er streckte den Arm aus und fuhr mit der Hand über die Schulter der Statue . . . dann stieß er mit der Fußspitze an den Sockel; dieser klapperte — der dunkle Marmor war nur hohles Holz. Mit einem Tone zorniger Entrüstung rief der Fremde dem Mädchen, das ihm gefolgt war, über die Schulter zu:

„Wo ist die Statue? Das hier ist ja ein elender Gypsabguß . . . wo ist die Statue hingekommen . . .?“

„Ich habe nie etwas Anderes hier gesehen!“ versetzte das Mädchen verwundert.

„Nie etwas Anderes gesehen? So mögen alle Wetter drein schlagen!“ rief der junge Mann im

höchsten Zorne aus ... „an die Stelle des wundervollen Marmorbildes dieses schäbige Ding ... reiß' das nächste Fenster auf ... das Fenster auf, sag' ich ... zum Teufel mit dem Plunder!“

Das Mädchen stand tief erschrocken vor dem plötzlichen grenzenlosen Zorn des Fremden; sie sah regungslos, wie er das Bild mit beiden Händen an den Armen ergriff, es zum nächsten Fenster schleppte und dieses aufriß. Dann stieß sie einen Schrei aus und stürzte, wie um Hülfe herbeizurufen, davon, quer durch den Saal und die nächsten Gemächer ... wie wildzornig der Fremde das Bild durch das Fenster warf, sah sie nicht mehr, aber sie hörte den heftigen Krach, mit welchem es draußen an der Seite des Gebäudes unten auf dem Boden ankam und in tausend Stücke zerschellte.

Zornige Verwünschungen zwischen den Zähnen murmelnd, ging der junge Mann zurück; er schritt durch die Zimmerreihe, durch welche er gekommen; vom Treppenvorplatz her hörte er eilige schwere Schritte ihm entgegenkommen, und als er in die nächste Thür trat, stand ein großgewachsener, breitschultriger Mann in einem grauen Jagdrock und mit einem Strohhut auf dem Kopfe vor ihm, der

ihn mit einem Tone, in welchem Betroffenheit und Zorn sich in eigenthümlicher Weise mischten, anschrie:

„Herr, wer sind Sie, was machen Sie denn hier?"

„Wer ich bin, können Sie sich ungefähr vorstellen," sagte der junge Mann hochmüthig und scharf — „Sie sind der Administrator?"

„Der bin ich, und Sie sind der Baron Horst?"

Der Baron Horst beantwortete diese Frage nicht, er versetzte nur: „Folgen Sie mir in die Zimmer meines Vaters ... Lassen Sie Lichter dahin bringen, wir werden länger miteinander zu reden haben."

Er schritt voran in die andere Zimmerreihe links von dem Treppenvorraum, und hier warf er sich bequem in einen Lehnstuhl, der neben einem großen Tische mit dunkler Marmorplatte stand.

„Erklären Sie mir vor allen Dingen," sagte er hier, „wo ist die kostbare Marmorstatue der Flora?"

Der Administrator stand vor ihm — der Mann mit dem kräftig geschnittenen, aber gewinnenden, intelligenten Gesicht, das ein dunkler Vollbart umrahmte, sah mit gerunzelten Brauen scharf auf ihn nieder; dann glätteten sich die Brauen, er nahm

ruhig in einem gegenüberstehenden Stuhle Platz und sagte:

„Herr Baron, ich fürchte, wenn wir in diesem Tone einsetzen, so kommen wir nicht zu einer ordentlichen Harmonie, die doch Ihnen ebenso wünschenswerth sein möchte, wie mir. Schlagen wir die Stimmgabel deshalb noch einmal an. Ich heiße Sie herzlich willkommen im Hause Ihrer Väter, auf Ihrem Erbe, das ich Ihnen selbst zu überliefern habe. Ich habe es von dem Augenblicke an, wo es Ihr Vormundschaftsgericht mir übergab, als ehrlicher Mann nach bestem Wissen und Gewissen verwaltet. Als Sie nach Ihrer Eltern Tode in ein österreichisches Cadetteninstitut gegeben wurden und die Behörde mich zum Administrator Ihres ganz verschuldeten und sequestrirten Erbes einsetzte, da glaubte man, daß es kaum jemals in Ihre Hände kommen und daß es mehr als ein Menschenalter dauern würde, bis die Schulden abgetragen seien. Seitdem sind achtzehn Jahre verflossen . . . Sie waren damals acht Jahre und zählen jetzt sechsundzwanzig . . .“

„Es ist wahr,“ sagte der junge Baron milder und wie einem überlegenen Wesen sich beugend, „ich

war in der That sehr überrascht durch die unverhoffte Nachricht des Gerichts, daß ich kommen und mein Erbe übernehmen könne . . ."

„Ohne die Rentenablösungen, die uns so viel Geld brachten, und ohne die unerwartete Erbschaft von Ihrem Vetter in Schlesien wäre es freilich nicht möglich gewesen . . . aber trotzdem," fuhr der Administrator selbstbewußt fort, „darf ich sagen, daß ohne meine ehrliche, umsichtige und rastlose Ausbeutung der Hülfsquellen, welche Ihre Besitzungen darboten, das Ziel nicht so rasch erreicht worden wäre, und so habe ich denn freilich einigen Anspruch — nicht auf Ihren Dank, Herr Baron, den ich nicht verlange, aber auf eine andere Art des Verkehrs!"

Der junge Mann sah den Redenden groß und offen an; er schien zu fühlen, daß er mit dem Tone, den er angeschlagen, ein Unrecht begangen, und ganz bereit, es gut zu machen, entgegnete er:

„Ich bin aber durchaus nicht gewillt, mich dem Danke zu entziehen, mein lieber Herr! Glauben Sie das nicht — ich weiß auch sehr wohl, daß ich, ohne Ihre fortdauernde Hülfe bei der Verwaltung meiner Herrschaft zu finden, für die nächste

Zeit in großer Verlegenheit sein würde. Aber ich gestehe Ihnen, daß der erste Eintritt in mein Vaterhaus mir einen unangenehmen Eindruck gemacht hat. Ich bin etwas von einem Kunst-Dilettanten . . . ich habe meines Vaters Interesse für die Plastik geerbt, und so war mir lebhaft in der Erinnerung der große Werth geblieben, den mein Vater auf seine farnesische Flora setzte, auf die Marmorstatue, die er einst in Italien erstanden, die er hütete wie seinen Augapfel. Wenn ich in den langen Jahren, die ich in der Fremde zubrachte, mich meiner Heimath erinnerte, so trat mir dies weißglänzende schöne Bild entgegen wie eine Art von waltender Hausgottheit, wie ein schützender Genius des Orts — Sie wissen, welche Rolle in unserer Seele solch' ein Ding, das sich tief der kindlichen Phantasie eingeprägt hat, spielen kann — und nun ist das schöne Bild verschwunden, ich finde einen wahren Plunder an seiner Stelle ... wo ist es? wohin ist es gerathen?"

Wäre die Dämmerung nicht schon so stark eingebrochen, Baron Horst, der bei diesen Worten in die Züge des Mannes vor ihm blickte, hätte wahrnehmen müssen, daß diese Züge sich leise verfärbt

hatten, während er sprach, daß sich wieder tiefe Falten in die Stirn des Administrators gruben und seine Blicke einen etwas scheuen und unsteten Ausdruck annahmen.

„Wenn ich nicht irre," versetzte er ein wenig zögernd und mit dem Tone eines Mannes, der sein Gedächtniß anstrengt, „wenn ich nicht irre, ist das Bild verkauft, schon vor Jahren. Sie wissen vielleicht nicht, daß das Gericht für gut befunden hat, manches Werthvolle, was nicht zum Fideicommiß gehörte, z. B. das Silberzeug Ihrer Eltern, verkaufen zu lassen; die Statue wird mitverkauft sein . . . es wird sich bei den alten Rechnungen eine Notiz darüber finden . . . es war mir unbekannt, daß Sie so großen Werth darauf legten... daß Sie selbst die Kunst treiben ... und ich meine," setzte er lächelnd hinzu, „Sie können ja jetzt solche alte Kunstsachen wieder kaufen, so viel Sie wollen... von der Erbschaft des Vetters in Schlesien und den Renten des letzten halben Jahres, die schon Ihnen zu gute kommen, liegt eine ganz hübsche Summe für Sie bei Gericht deponirt ... Sie brauchen sich nur zu melden, um sie ausgeantwortet zu bekommen, sie muß etwas wie dreißigtausend Thaler sein . . ."

„Mit Geld allein sind solche Kunstschätze nicht zu erlangen, mein lieber Administrator," fiel Horst ein ... „daß die Flora mir geraubt, vielleicht für einen Spottpreis an irgend einen Althändler losgeschlagen ist, bleibt mir ein bitterer Tropfen in die Freude dieses Tages, der ein so wichtiger und bedeutungsvoller in meinem Leben ist ... sehen Sie ja die Rechnungen nach, damit ich erfahre, wohin die Statue gekommen ist!"

„Gern, Herr Baron."

„Schon morgen, ich bitte darum . . ."

„Wollen Sie sich jetzt nicht gefallen lassen, eine Erfrischung unten bei mir einzunehmen, bis das Abendessen bereitet ist . . .?"

„Das will ich mit Vergnügen," sagte Horst, „ich habe, wie Sie sagen, dreißigtausend Thaler auf dem Gericht liegen und bin doch so hungrig und durstig, wie ein armer Student . . . ich habe mein letztes Geldstück am Thor der Stadt, wo ich zu Mittag gegessen, an einen Bettler gegeben und bin eingezogen in die Pforten meines Ahnensitzes ohne einen Heller in der Tasche!"

Der Administrator lachte und entgegnete: „Mein Gott, weshalb schrieben Sie mir nicht?"

„Weil ich Sie nicht kannte, nicht wußte, ob ich Geld fordern könne . . . so mußt' ich die ganze Reise mit den Ersparnissen meiner österreichischen Oberlieutenantsgage machen."

„Ich kann Ihnen den Inhalt der ganzen Rentkasse zur Disposition stellen," sagte der Rentmeister.

Beide erhoben sich nun und begaben sich nach unten in das Wohnzimmer des Administrators.

„Und nun," sagte Horst, indem er sich hier auf dem harten Roßhaarkanapee lang ausstreckte, „müssen Sie mir vor allen Dingen von einer bezaubernden jungen Dame erzählen, welche ich in Schloß Falkenrieth gesehen und gesprochen habe."

Allmer, so hieß der Administrator, wandte bei diesen Worten sehr lebhaft sein Gesicht dem jungen Manne zu, ohne zu antworten.

„So viel ich mich entsinne," fuhr Horst fort, „lebt nur eine Gutsbesitzerfamilie hier in der Nähe, ein Herr von Schollbeck ... ist es nicht so?"

Allmer wandte sich ab und trat an den Klingelzug in der Ecke, um nach Licht zu schellen.

„Hat Herr von Schollbeck Töchter, so war die schöne Dame ohne Zweifel ein Fräulein von Schollbeck ... sie ist bildhübsch, gescheidt, beredt, ich war

ganz bezaubert von ihrer Erscheinung, als ich sie völlig unvermuthet in dem Salon auf Falkenrieth vor mir erblickte."

„Also Fräulein Eugenie hat bereits Ihre Eroberung gemacht?" versetzte jetzt Allmer mit einem Tone kühlen Spotts.

„Erzählen Sie mir von ihr . . ."

„Ich will Ihre Illusionen nicht stören, Herr Baron — hier kommt Speise und Trank, und dem sollen Sie sich jetzt in völliger Gemüthsruhe hingeben."

IV.

Es waren einige Tage verflossen, die Horst dazu angewandt hatte, sich in seinem großen und schönen Besitzthum zu orientiren, das ihm, dem armen Oberlieutenant, so unvermutheter Weise zurückgegeben war, während er es vielleicht noch für ein halbes Jahrhundert hinaus sich entzogen geglaubt und demgemäß sich in seinen fernen steierischen

und italienischen Standquartieren nicht das Allermindeste darum gekümmert hatte.

Wir finden ihn wieder in der nächsten Stadt, welche der Sitz eines Kreisgerichts ist, und eben neben seinem Administrator die Stufen des Gerichtsgebäudes niederschreitend, einem offenen leichten Jagdwagen zu, der, mit zwei hübschen Braunen bespannt, vor dem Gebäude hält. Ein Diener trägt ihnen schwere graue Leinensäcke nach, die hinten im Wagen niedergelegt werden.

„Seltsam," sagte der junge Mann, „daß sich auch da oben in den Gerichtsacten keine Notiz über den Verkauf der Flora findet."

„Es sind noch viele ältere reponirte Acten da," versetzte der Administrator, „wenn Sie befehlen, werde ich darum einmal eine besondere Reise hierher machen und einen ganzen Tag daran wenden, in den alten Papieren nachzusuchen."

„Thun Sie das ja, Herr Allmer," entgegnete der junge Mann, „und jetzt kommen Sie mit mir zum Notar . . ."

„Dahin müssen Sie schon allein gehen, Herr Baron," antwortete der Administrator ein wenig barsch, „ich bleibe bei den Geldsäcken zurück."

„Die Geldsäcke werden schon gehütet werden von Kutscher und Knecht . . . bei der Verhandlung mit dem Notar habe ich Sie nöthig . . ."

Allmer schüttelte den Kopf. „Sie werden schon fertig werden, Sie geben einfach Ihr Gebot und damit ist die Sache abgemacht; alles Andere ordnet der Notar."

„Aber wenn man in solchen Geschäften so unerfahren ist. . ."

„Ich kann Ihnen nicht helfen . . . ich gehe vom Wagen nicht fort," versetzte Allmer mit einer fast groben Bestimmtheit und sich abwendend.

„Mißbilligen Sie vielleicht meine Absicht?"

„Nicht im geringsten . . . ich hab's Ihnen ja gesagt, Herr Baron, daß Sie die Gelegenheit, Falkenrieth zu bekommen, nicht fahren lassen dürften . . . der Wald, der dazu gehört, arrondirt Ihre Herrschaft zu gut . . . und da drüben das Haus mit den Glasscherben im grauen Bewurf ist das des Notars ... es sind also nur zwei Schritte ... Sie werden den Herrn zu Hause finden."

Baron Horst wandte sich dem bezeichneten Hause zu; während er quer über den Platz schritt, blickte ihm Allmer mit einem Gesichte nach, in welchem

etwas wie Spott und schadenfrohe Befriedigung lag, es war ein flüchtiges Mienenspiel, das rasch wieder verschwand und dem gewöhnlichen sehr ernsten Ausdruck des männlich schönen Gesichtes Platz machte.

Der junge Mann hatte unterdeß das Haus erreicht und stand nach wenigen Augenblicken im Bureau des Rechtsanwalts und Notars, eines durch seine goldene Brille ihn mit scharfen Blicken fixirenden Herrn, der auch fortfuhr, ihn schweigend zu fixiren, als Horst ihm gesagt hatte, daß er zu ihm komme, weil der Herr Rechtsanwalt mit dem Verkauf des Schlößchens Falkenrieth und seines Zubehörs beauftragt sei.

Der Rechtsmann wandte sich endlich und holte ein Actenfascikel herbei.

„Kommen Sie in eigenem Namen oder im Auftrag?“ fragte er dann.

„In eigenem Namen, und dieser Name ist Baron Horst.“

Der Anwalt betrachtete den jungen Mann noch einmal und diesmal über seine Brille her noch schärfer als zuvor. Es war, als ob er mit dem mißtrauischen Spürsinn, womit Kleinstädter Leute ansehen, die in ihre Nachbarschaft gerathen, fragen

wollte: Weß Geistes Kind bist Du, und wie wirst Du Dich zu uns stellen, und wirst Du Deine Herrschaft dahin bringen, wohin Dein schuldenmachender Herr Papa sie gebracht hat, oder ein ordentlicher Wirth sein?

„Ich bin mit dem Verkauf beauftragt, und hier ist die Liste der Bedingungen ... die Summe, unter welche ich nicht hinabgehen soll, ist 12,000 Thaler, 10,000 sind von anderer Seite geboten.“

„Darf ich mir den Katasterauszug erbitten, um die Morgenzahl zu sehen?“ versetzte Horst, über das Heft der Bedingungen gleichgültig wegblickend.

Der Anwalt suchte das Blatt, welches den Katasterauszug enthielt, und Horst sagte nun:

„Ich gebe 12,000 Thaler ... ich werde Ihnen das Geld sogleich bringen!“

Der Anwalt blickte ihn noch einmal an, diesmal, als wolle er sagen: „Du bist auf dem rechten Wege, in den Fußstapfen des Papas!“ Er erwiderte mit einem etwas kaustischen Ton lakonisch: „So werde ich den Vertrag niederschreiben; setzen sich der Herr Baron!“

Dann zog er die Klingel und befahl der eintretenden Magd: „Ruf' Sie zwei Zeugen herbei.“

Der Rechtsanwalt begann nun zu schreiben, die Zeugen traten ein. Horst verließ das Haus, um von seinem Wagen die Summe von 12,000 Thalern abpacken und durch den Diener zum Notar hinübertransportiren zu lassen. Nach einer halben Stunde war die Sache so weit gediehen, daß der Baron seine Unterschrift unter den Act setzen konnte. . .

„In einigen Tagen," sagte der Rechtsmann, „werde ich Ihnen eine Ausfertigung sammt allen nöthigen Beilagen übersenden."

Horst ging ... Falkenrieth war sein. Er fühlte eine große Befriedigung bei dem Gedanken, daß die hübsche Schöpfung im stillen Gebirgsthal ihm gehöre, und eine noch größere bei dem, daß er der jungen Dame, die er dort gesehen, sagen könne, es sei sein — als Antwort auf ihr spöttisches: „Sie werden Falkenrieth auch nicht theuer machen!"

„Ich will morgen zu Schollbeck's hinüberreiten und dort meinen Besuch machen," sprach er, als er neben dem Administrator auf dem Jagdwagen saß und mit ihm heimfuhr.

Allmer machte ein eigenthümliches Gesicht.

„Wollen Sie es wagen?" sagte er kalt lächelnd.

„Wagen? Weshalb nicht? Der alte Baron hat mich sicherlich längst erwartet!“

„Schwerlich,“ versetzte Allmer gedehnt; „oder wenn er es hat, so hat er auch schon eine Ausflucht erdacht, sich Ihrem Besuche zu entziehen. Er liebt keine fremden Gesichter, am wenigsten die von jungen Herren.“

„Und was stößt ihn ab in den Gesichtern junger Herren?“

„Die Möglichkeit seiner Tochter zu gefallen. Jedenfalls wird er seine Tochter eingesperrt halten, wenn Sie kommen. An der Thür werden Sie den spitzbübischen Vetter finden, der Sie zum Hause wieder hinauscomplimentirt — ich würde mir den Weg ersparen an Ihrer Stelle!“

„Das werde ich nicht . . . ich interessire mich, ganz aufrichtig gesagt, sehr lebhaft für seine Tochter Eugenie. . .“

„In dem Fräulein würden Sie nichts finden als eine wilde und sehr hochmüthige Hummel; Sie würden dem Vetter, der von Kindesbeinen an mit ihr verlobt ist, viel Glück zu der Partie wünschen.“

„Vielleicht ... vielleicht auch nicht! Also dieser Vetter, den Sie als einen so spitzbübischen Menschen

schildern, soll Eugenie Schollbeck durchaus heirathen, und jeder andere junge Mann . . ."

„Wird unerbittlich ferngehalten, weil der alte Griesgram nicht will, daß seine Tochter Gefallen finde an einem Manne, welcher sie dem Vater entführen würde; Fräulein Eugenie ist dazu verurtheilt, bei dem alten Manne ihr Leben lang auszuhalten, und der Vetter ist deshalb als ihr Bräutigam auserkoren, weil er sich diese Bedingung, für immer im Hause und unter dem Commando des alten Bösewichts zu bleiben, gefallen läßt . . . was ließe Der sich nicht gefallen!"

„Ich bin doch sehr gespannt auf die ganze Familie," sagte Horst und ließ dann das Gespräch fallen. Das, was Allmer ihm von der Unzugänglichkeit seiner Gutsnachbarn gesagt, hatte natürlich sein Verlangen, das junge Mädchen, das ihm einen so tiefen Eindruck bei der ersten Begegnung gemacht, wiederzusehen, nur gesteigert. Er versank in Sinnen und Träumen.

„Und was treibt denn der alte eigensinnige Mann in seiner Einsamkeit?" fragte er nach einer langen Zeit aus seinen Träumen auffahrend.

„Was er treibt? . . . er hockt bei seinen Alter-

thümern, seinen Kunstsachen und schreibt gutes Papier zu Schanden mit Abhandlungen über alte Römerstraßen, Heidenwälle, Hünenringe und dergleichen Unsinn. . ."

„Also Kunstsammlungen besitzt er . . . in der That, ich besinne mich, als Kind in seinem Hause curiose alte Töpfe gesehen zu haben, in merkwürdigen altfränkischen Schränken, auch alte Bilder . . ."

„Es ist altes Gerümpel, Alles, was er hat, und dennoch hat er viel Geld dafür weggeworfen, so viel, daß er in Schulden steckt und die ganze Wirthschaft den Krebsgang geht. . ."

„Altes Gerümpel?" dachte Horst bei diesen Worten seines Administrators, „es thut nichts, wenn der Mann Kunstsinn hat, so werde ich ihn mir schon zugänglich machen!"

Nach einer Stunde raschen Fahrens hielt der Jagdwagen auf dem Hofe von Haus Horst; der junge Baron sprang leicht und behende hinaus, während Allmer langsamer folgte.

„In die Rentenkasse mit dem Gelde," sagte Horst; „wenn Sie es weggeschlossen haben, Allmer, so kommen Sie zu mir herauf. Da mir nun gerichtlich meine Herrschaft übergeben ist, so wollen

wir gleich den Contrakt niederschreiben, wonach Sie noch für die nächsten Jahre meine Verwaltung fortführen."

„Für heute Abend hab' ich nicht Zeit dazu," versetzte Allmer, sich mit den Geldsäcken hinten im Wagen beschäftigend, „ich muß sogleich in's Feld hinausreiten und nachsehen, wie weit die Leute mit dem Getreidemähen gekommen sind."

„Das hat Zeit. . ."

„Wenn ich nicht heute Abend nachsehe, wie viel sie vor sich gebracht haben, so thun sie morgen den geschlagenen langen Tag nichts!"

„Nun, wie Sie wollen," versetzte Horst, die Treppe hinaufschreitend, und fügte bei sich hinzu: „Der Mann hat einen fürchterlichen Diensteifer . . . er scheint eine Perle von einem Administrator zu sein, aber ich möchte wissen, ob er gegen alle Leute so grob ist, oder nur seinen Herrn auf diese Weise auszeichnet!"

Er betrat die Zimmer, die er seit seiner Ankunft für sich herrichten lassen, in denen er seine unterdeß angelangten Sachen untergebracht hatte und wo er sich jetzt ermüdet in einem Sessel ausstreckte. Nach einer Weile fand er das Alleinsein in den leeren

Gemächern ziemlich drückend. Er ließ sich Erfrischungen bringen, und als er etwas davon zu sich genommen, sprang er auf und sagte:

„Werde ich denn den Winter hindurch hier bleiben können? . . . Es wäre grauenhaft, diese Einsamkeit! Ich werde nach Wien gehen müssen und dort recht ernstlich Kunststudien treiben, modelliren, Thon kneten — und . . . das alte Junggesellen- und Wirthshausleben weiter treiben! Als ob ich nicht auch das so recht herzlich satt hätte! Es ist seltsam; aber seit ich in diesem alten Hause bin, mein' ich, ich habe just Alles, Alles in der Welt recht herzlich satt ... es fehlt mir etwas — der Himmel weiß was — am Ende ist es die Statue, die schöne Flora, die man mir geraubt hat, obwohl ich nicht weiß, warum ich in diesem Augenblick solch' eine marmorne Schönheit sehr amüsant finden sollte, eine lebendige wäre mir lieber ... ja, eine lebendige Schönheit, die mir zum Herzen redete wie eine marmorne, nur mit rothen Lippen und warmem Odem ... eine Schönheit, wie dieses Mädchen von Falkenrieth, diese Eugenie, die mir's angethan hat . . . und das so gründlich wie es möglich ist!“

Er verschränkte die Arme auf der Brust und blickte eine Weile in Gedanken verloren auf den Boden. Dann nahm er Hut und Handschuhe wieder und ging hinaus, um sich das Pferd satteln zu lassen, das er sich zu seinem Gebrauch ausgesucht, bis er ein besseres zu erwerben Gelegenheit gefunden, und bestieg es, um Allmer zu folgen.

Allmer war bisher seine einzige Gesellschaft gewesen; der ruhige gesetzte Mann, der so wenig Zuvorkommendes gegen ihn hatte, zog ihn doch an. Er hatte begonnen sich an ihn zu gewöhnen, sich von ihm leiten zu lassen in seinen Geschäftsangelegenheiten; wie magnetisch von der Aussicht auf Unterhaltung mit Allmer gezogen ritt er ihm nach.

Als er das kleine Dorf, welches zu seiner Besitzung gehörte, hinter sich gelassen hatte, sah er rechts weithin ausgedehnt die Getreideflur liegen, auf welcher in der Entfernung Schnitter mit Mähen und Weiber mit Garbenbinden beschäftigt waren. Er ritt langsam über die Stoppelfelder, bis er die Gruppen erreicht hatte. Allmer war nicht bei ihnen.

„Er war eben hier,“ gab einer der Arbeiter auf Horst's Frage nach ihm Bescheid, „aber er ist gleich dort hinaus weiter geritten, auf Schollbeck zu.“

„Nach Haus Schollbeck?“ wiederholte Horst ein wenig überrascht. Dann setzte er hinzu: „Wohinaus der Weg dahin?“

Der Arbeiter beschrieb den Weg, und Horst ließ sein Pferd demselben folgen. Nach kurzer Zeit hatte er die Ackerflur hinter sich und kam an das Ufer eines kleinen Bergflusses, der einen schmalen dünnen Wasserfaden durch ein breites trockenes Felsbett rinnen ließ, im Winter und Frühjahr wahrscheinlich ein wilder rauschender Gesell, jetzt, in den trockenen Sommermonaten dem Anschein nach kaum tief genug, um eine tüchtige Forelle zu verbergen. Rechts und links stiegen niedrige Hügelwände auf, die mit Lärchentannen bedeckt waren.

Forellen mußte das Gewässer aber doch ernähren, oder wenigstens irgend eine andere des Nachstellens werthe Fischart, denn Horst sah nach einer Weile einen jungen Mann in Hemdsärmeln mit einer langen Angelruthe am Ufer sitzen. Freilich war da, wo der junge Mann saß, ein kleiner Mühlteich angelegt; drüben am andern Ufer, das mit einer nackten niedrigen Felswand hier ein wenig zurücktrat, war die Mühle errichtet, ein dunkles kleines Bauwerk aus braungrauem Stein mit einem

schwarzen Schieferdach darauf; dunkle Tannen, die auf der Höhe drüben standen, lugten dem Müller in den Schornstein.

Der Fischer saß auf einem Steine am Ufer und blickte sehr gedankenvoll in's Wasser. Horst hielt neben ihm und sah, daß der junge Mann den bessern Ständen angehören mußte, nach seiner Kleidung und dem feinen, ein wenig blassen, aus großen hellblauen Augen sehr ruhig dreinschauenden Gesichte. Er war schlank, groß und mager.

„Ist Allmer dieses Weges geritten?“ fragte Horst den Angler nach einem leichten Gruße.

Der junge Mann erhob sich und höflich die kleine Lederkappe, die er trug, ziehend, sagte er: „Allmer . . . dieses Weges? . . . ich weiß es nicht ... ich sah ihn nicht. Meinen Sie, daß er dieses Weges geritten sei?“ Der junge Mann fragte dies in einem Tone, in welchem etwas wie Sorge oder Aengstlichkeit durchklang.

„Ob ich es meine? Man sagte es mir. Aber ich bedaure, daß Sie sich durch mich haben stören lassen, es war nicht meine Absicht. . .“

„Das thut durchaus nichts,“ versetzte der junge Mann, zerstreuten und scheuen Auges den Weg

hinauf- und hinabblickend, als ob er fürchte, Allmer unten oder oben um die nächste Bergecke kommen zu sehen, „ich will ohnehin aufhören, ich habe wenig Glück heute; wir müssen anderes Wetter bekommen! Sie sind wohl Baron Horst?"

Horst machte eine leichte Verbeugung. „Und Sie?" sagte er dabei.

„Ich heiße Florens von Ambotten, ich bin der Vetter von Herrn von Schollbeck."

„Der Vetter von Herrn von Schollbeck?" fragte Horst ein wenig überrascht, und nachdem er sich den „spitzbübischen" Jüngling noch einmal angesehen, setzte er rasch entschlossen hinzu: „es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen; wenn Sie heimgehen wollen, erlauben Sie mir wohl, daß ich Sie eine Strecke begleite?"

„O, Sie sind gar gütig," versetzte der Vetter, und seinen im Grase liegenden Rock anziehend, seine Anglergeräthschaft zusammenpackend, machte er sich auf den Heimweg thalaufwärts, während Horst, der abgestiegen war, sein Pferd hinter sich führend neben ihm blieb.

„Sie sind der Verlobte von Fräulein von Scholl-

beck?" eröffnete Horst ein wenig brüsk die Unterhaltung.

„Der Verlobte . . . ja," antwortete der junge Mensch mit seiner merkwürdig sanften Stimme und ein wenig erröthend, „ja, Herr von Schollbeck sagt es wohl mal, aber Fräulein Eugenie spricht nie davon, und so kann ich es auch nicht glauben, daß . . ."

„Nun," fiel Horst, ihn betroffen ansehend und dann merkwürdig erleichtert aufathmend, ein, „Fräulein Eugenie erwartet wohl, daß Sie davon zu sprechen beginnen . . ."

Der Vetter seufzte. „Ach," sagte er, „wenn Sie das Fräulein kennten, würden Sie einsehen, daß bei ihr davon zu beginnen nicht leicht ist, und zudem . . ."

„Zudem?"

„Bin ich auch gar nicht des Vetters Ansicht," fuhr der junge Mann fort, „daß ich Eugenie glücklich machen kann, wenn ich ihr Mann werde und ewig mit ihr bei ihm auf Haus Schollbeck sitzen bleibe, was doch die Folge wäre, da ich arm bin... Eugenie gehört in die Welt, in eine große glänzende Welt, da würde sie erst an ihrer Stelle sein —

denn sie hat Geist, viel Geist, und hat viel gelernt, viel, viel mehr als andere Damen, und dabei ist sie so überaus schön. Soll sie nun ihr Leben lang in dem einsamen alten Hause bleiben?“

„Das ist ebenso einsichtig als selbstverleugnend von Ihnen bemerkt,“ sagte Horst, immer mehr erstaunt über den jungen Mann.

„Nicht wahr, Sie geben mir auch Recht?“ fiel der Vetter sehr lebhaft ein.

„Gewiß,“ versetzte Horst.

„Wann werden Sie zu uns kommen?“ fuhr der junge Mann fort.

„Ich beabsichtigte Ihnen morgen meinen Besuch zu machen, aber Herr Allmer sagte mir, daß Ihr Vetter so wenig eine Störung seiner Einsamkeit liebe, daß ich schon auf die Hoffnung verzichtete, empfangen zu werden . . .“

„O,“ versetzte Florens von Ambotten mit einem Tone der Verwunderung. „Allmer sagte das? Nun, Allmer weiß es vielleicht ... ich meine, der Vetter hätte Sie mit Spannung erwartet, da Sie doch unser nächster und einziger Nachbar hier sind. Eugenie hat sich auch auf Ihr Kommen gefreut, als wir hörten, daß Sie da seien, und Eugenie sich

sagen mußte, daß Sie es gewesen, den sie in Falkenrieth getroffen ..."

„In der That? — Und Herr von Schollbeck ist durchaus nicht so abgeschlossen?"

„O gewiß nicht ... wir haben manchmal Fremde aus der Stadt, und Eugenie wird sich sicherlich freuen, wenn Sie zu uns kommen ..."

„Nun, ich bin herzlich erfreut, das zu hören; so hat Allmer mich verkehrt berichtet und umsonst besorgt gemacht!"

„Ja, Allmer!" sagte der Vetter mit einem eigenthümlichen Tone, dessen Bedeutung Horst völlig entging.

Sie waren an eine Stelle gekommen, wo der Fluß und das Thal mit ihm eine starke Biegung nach links machten. Das Thal zeigte sich nun bedeutend verbreitert; der kleine Fluß zweigte sich in zwei Arme auseinander, und weiter hinauf zwischen diesen Armen, vor einer Reihe hoher Baumwipfel, stand Haus Schollbeck, ein weiß übertünchtes großes Gebäude mit grünen Jalousien und einem hoch hinan mit Epheu bewachsenem Eckthurm, der rechts an den Bau stieß, während links unten eine lange Holzbrücke über den einen Flußarm führte.

Neben dem Aufgang zur Brücke stand an der einen Seite eine Gruppe Trauerweiden, an der andern ein Pförtnerhaus. Das Terrain vor dem Gebäude bis in die Spitze des Flußtelda's hinein war mit wohlgepflegten Gartenanlagen bedeckt. Das Ganze bildete ein hübsches Landschaftsbild und sah weit freundlicher und wohlerhaltener aus, als Horst's Residenz. Als der Letztere seine Blicke darüber schweifen ließ, sagte der Vetter:

„Da kommt Allmer!"

„Allmer? Sie haben in der That ein gutes Auge, Herr von Ambotten!" versetzte Horst, den Reiter fixirend, der eben über die Brücke von Haus Schollbeck kam, „ich hätte ihn nicht so weit erkannt, aber er ist es!"

„Nun werden Sie wohl mit ihm heimreiten," fuhr Florens von Ambotten in einer Weise zu reden fort, welche offenbar eine gewisse Aufregung verrieth, in die er gekommen war ... „und morgen werden wir Sie sehen . . . wann werden Sie kommen, damit ich sicherlich zu Hause bin?"

„Etwa um elf Uhr, wenn Ihnen die Stunde genehm ist?"

„O gewiß . . . ich werde Sie auf elf dem

Vetter und Eugenien ankündigen — sie werden sich sehr freuen, Sie zu sehen, zweifeln Sie nicht daran."

Der junge Mann zog sein Lederkäppchen und eilte nun mit langen Schritten davon, als ob er brenne, von Horst los und heim zu kommen. Die Angelruthe schwankte auf seiner Schulter wie ein langes Schilfrohr. Als er Allmer erreicht hatte, sprachen Beide zusammen . . . nicht lange, denn Allmer setzte gleich darauf sein Pferd in Trab und erreichte in wenig Augenblicken seinen Gebieter, der sich unterdeß wieder in den Sattel geschwungen hatte.

„Sie in Schollbeck?" sagte Horst mit einem Tone der Verwunderung, während Allmer ihn begrüßte und an seine linke Seite ritt.

„Ich bin hingeritten, um dem Schlingel von Wirthschafts-Inspector meine Meinung zu sagen," rief Allmer in einem hitzigen Aerger aus. „Es ist eine verrottete Wirthschaft in diesem Schollbeck . . . ein Schlagbaum zwischen ihrer Weide da drüben und unsern jungen Eichenschlägen ist morsch und zerbrochen, und so sind uns ihre Rinder in das junge Holz gedrungen und haben für mehr als

zwanzig Thaler Schaden angerichtet; ich habe dem Inspector gesagt, wenn nicht noch in dieser Nacht der Schlagbaum wieder hergestellt würde, verklagt' ich ihn morgen am Tage und seine Rinder ließ ich ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit pfänden."

„Sie gehen ja gewaltig scharf mit unsern Nachbarn in's Gericht."

„Das muß man leider, das werden Sie bald selbst einsehen lernen, es ist gar kein Auskommen sonst mit diesen Leuten ... da heißt es: wie der Herr, so der Knecht ..."

„Den Herrn haben Sie mir aber doch wohl in etwas zu dunklen Farben geschildert ... den Vetter Florens von Ambotten, der mir ganz und gar nicht wie ein durchtriebener Spitzbube, sondern als die kindlichste und harmloseste Seele von der Welt vorkommt ..."

„In der That?" fiel Allmer mit einem offenbar sehr spöttischen Lächeln ein.

„In der That," versetzte Horst nachdrücklich und fast geärgert, „dieser Vetter hat mich versichert, daß mein Besuch in Schollbeck erwartet würde, daß der alte Herr sich freuen werde, mich

zu sehen, daß man keineswegs dort so abgeschlossen sei . . ."

„Dieser Vetter!" sagte Allmer just mit demselben nicht näher zu deutenden Tone, womit der Vetter früher gesagt hatte: ‚O Allmer!' „Nun, es ist ja möglich," fuhr er dann kaustisch fort, „daß man in Schollbeck sich gegen Sie anders zeigen wird, als gegen Andere; daß der Alte Ihnen gegenüber seinen Menschenhaß und seine Grämlichkeit ablegt; daß der Vetter seine Eifersucht auf Fräulein Eugenie und seine Neigung zu bösen Streichen und Tücken Ihnen gegenüber verleugnet . . ."

„Halten Sie ein, Allmer," rief hier Horst lachend aus . . . „dieser Florens von Ambotten sollte Neigung zu Tücken und bösen Streichen hegen, das ist ja ganz unglaublich!"

„Wir werden sehen!" sagte Allmer ruhig.

Horst schüttelte schweigend den Kopf.

„Es ist unglaublich!" sagte er noch einmal und ritt dann schweigend neben Allmer her, der diesen Abend die entschiedenste Wortkargheit an den Tag legte.

V.

Es war am andern Tage zwischen elf und Mittag, als Horst, einen zum Groom beförderten Knecht hinter sich, auf die Brücke zuritt, welche den Zugang zum Haus Schollbeck bildete. Als sein Pferd den ersten Schritt auf die Brücke setzte, kam ein großgewachsener Mann, der vor dem Pförtnerhause auf einer Steinbank gesessen und sich mit dem Verfertigen von Krammetsvogeldohnen beschäftigt hatte, herangeschritten, mit der ziemlich barschen Frage: „Wohin wollen Sie?"

„Ich wünsche Herrn von Schollbeck zu sehen!"

„Herr von Schollbeck ist nicht daheim."

„Nicht daheim?" wiederholte Horst überrascht. „Dann wünsche ich dem gnädigen Fräulein gemeldet zu werden."

„Das gnädige Fräulein ist mit dem gnädigen Herrn . . . auch nicht daheim!"

„Auch nicht daheim? das ist seltsam; ich habe mich gestern ansagen lassen . . . gehen Sie doch, um zu sehen, ob sie nicht doch daheim ist, melden Sie Baron Alfred Horst ... und wenn das Fräu-

lein wirklich nicht da ist, so melden Sie mich bei Herrn von Ambotten an."

„Herr von Ambotten ist schon vor einer Stunde mit der Angelruthe ausgegangen . . ."

„Herr von Ambotten ist mit der Angelruthe ausgegangen?" rief Horst aus und warf sein Pferd herum . . . „wahrhaftig, das ist ein wenig überraschend für mich!"

Ein helles Roth des Zornes färbte seine Züge, als er sich zum Heimkehren wendete.

„Gröber," sagte er für sich, „kann man freilich nicht abgewiesen werden — wenn man sich ausdrücklich angekündigt hat und wenn man eingeladen ist, zu kommen! Das Wetter soll diesem heimtückischen, falschen Menschen von Vetter auf den Kopf fahren . . . so Recht hatte also Allmer, als er mich vor den Leuten warnte und diesen Vetter einen Schelm nannte!"

Horst war in tiefster Seele gekränkt. Es war nicht allein die beleidigende Weise, wie man sein Entgegenkommen aufgenommen, es war mehr als das, es war eine unsägliche Bitterkeit in ihm, daß er von Eugenie's Schwelle so hochmüthig zurückgewiesen war. Seit er das Mädchen gesehen, hatte

er nicht aufgehört, an sie zu denken, er hatte sich in glückliche Träume verloren bei dem Gedanken an sie ... er hatte ja ganz allein ihretwegen das kleine Schloß Falkenrieth gekauft, ihretwegen, weil sie seiner gespottet hatte, und noch mehr, weil er sie dort gesehen, weil es für ihn ein auf immer mit dem Gedanken an sie verbundener Gegenstand war. Und jetzt . . . sagte man ihm bei der ersten Annäherung mit einer fast naiven Rücksichtslosigkeit und Grobheit, daß man ihn nicht sehen und nichts von ihm wissen wolle ... es war in der That eine Beleidigung, die sich kaum so ohne Weiteres hinnehmen ließ; es war mehr, als was ein Edelmann vertrug. Horst murmelte einen leisen Fluch zwischen den Zähnen und gelobte sich, wenn er diesem Vetter wieder begegne — nein, er beschloß, diesem Vetter lieber gleich, sobald er zu Hause angekommen, eine Herausforderung zu schicken, auf der Stelle ihm zu zeigen, daß er sich nicht höhnen lasse; und mit der ihm eigenen Raschheit, in der Hitze der Aufregung stachelte er sein Pferd zum Galopp, um nur möglichst bald heimzukommen und seinen Vorsatz ausführen zu können. — —

Eine Stunde später saß die Familie von Scholl-

beck im Schatten des alten epheuumrankten Thurmes um einen runden Sandsteintisch, umgeben von den blühenden Gesträuchen der Anlagen, die den alten Seitenthurm des Hauses umfingen. Der menschenfeindliche alte Herr von Schollbeck, ein Mann von etwa sechzig Jahren, lag in einem Schaukelstuhl aus leichtem Rohrgeflecht und sah mit gerunzelter Stirn auf seine Tochter Eugenie, die auf einer Bank von Gußeisen Platz genommen hatte und gedankenvoll das Haupt auf den Arm stützte, der auf der Lehne der Bank ruhte. Der Vetter saß ihr gegenüber und zeichnete, wie es schien, ebenso nachdenklich mit einer Gerte Figuren in den Sand zu seinen Füßen.

„Du blickst seit einer Viertelstunde vor Dich nieder, Eugenie, und sagst nichts,“ bemerkte der kleine, ziemlich starke und aus seinen hellen Augen unter dichten grauen Brauen her so verdrießliche Blicke werfende alte Herr endlich.

„Was kann ich sagen?“ versetzte Eugenie mit einem traurigen Blicke ihren Vater streifend. „Es ist schlimm, einen bösen Menschen zum Nachbar zu haben . . . aber was kann man anders thun, als ihm ausweichen? Die Statue ihm ohne Weiteres zurücksenden willst Du nicht . . .“

„Nein, nein, nein!“ rief Herr von Schollbeck, heftig den Kopf schüttelnd aus, „das nicht, das ist unmöglich. Ich bin Allmer schuldig, Alles zu thun, damit Horst nicht erfährt, daß die Statue unter meinen Sammlungen ist . . . ein Mensch wie er würde Allmer das größte Verbrechen daraus machen, daß er die Statue weggegeben, er würde ihn als ungetreuen Verwalter der Unterschlagung anklagen... ich darf nicht, ich darf nicht!“

Eugenie schwieg. Auf dem Gesichte des Vetters war deutlich zu lesen, daß irgend ein Gedanke in ihm arbeitete, den er nicht aussprach, vielleicht in der Sorge, entschiedenes Fiasco damit zu machen.

„Was willst Du sagen, Florens?“ fragte Eugenie ihn nach einer Pause, in der sie die Züge des Vetters beobachtet hatte.

„Ich meine,“ sagte er jetzt, ein wenig scheu in die Züge des alten Herrn blickend, „wenn wir es heimlich machten . . .“

„Heimlich — was?“

„Wenn wir heimlich die Statue in Horst's Haus auf ihre alte Stelle zurückbringen ließen . . . dann würde er ja zufrieden sein und . . .“

„Du bist ein Thor, Florens!“ fiel hier Herr

von Schollbeck ein; „heimlich . . . ein Edelmann thut nichts heimlich, und zudem würde das ihn erst recht anstacheln, Nachforschungen anzustellen, und würde Allmer deshalb gefährden!“

„Ja, Allmer!“ sagte der Vetter wieder mit einem ganz eigenthümlichen Tone.

Eugenie legte mit einem freundlichen Lächeln die Hand auf Florens' Schulter und sah ihn mit einem Blicke an, dessen Sprache der Vetter nicht im geringsten verstand und die in klaren Worten nichts anders sagte, als: Du Guter, wie wenig ahnst Du, daß die Hauptsache die ist, daß mein Vater lieber sein Leben ließe, als das kostbare Marmorbild, die Perle seiner Kunstschätze oder dessen, was er so nennt!

„Es handelt sich ja auch nicht allein um die Statue,“ fuhr Herr von Schollbeck ärgerlich fort, „es handelt sich um einen Nachbar, der ein böser Mensch ist, der mit Allmer, statt ihm bis an sein Lebensende für das zu danken, was er für die verschuldete Herrschaft gethan, im ersten Zusammentreffen Streit gesucht hat; der dann, sobald er vernommen, daß es Eugeniens und auch mein Lebenswunsch war, Falkenrieth, das unmittelbar an unser

Gut stößt, zu erwerben, es uns vor der Nase weggekauft, und der uns endlich um eines Paars verlaufener Rinder willen mit allen möglichen gerichtlichen Chicanen bedroht . . . um all' den Verdruß, der uns noch von ihm bevorsteht, handelt es sich."

„Und mit etwas wie einem neuen kann ich aufwarten," sagte in diesem Augenblick die Stimme eines Mannes, der eben um einen Jasminstrauch trat und der Gesellschaft eine leichte Verbeugung machte. Es war Allmer. „Hier," fuhr er zu Florens von Ambotten gewendet fort, „lesen Sie das, dies Billetdoux hier!"

Florens nahm mit einem mißtrauisch scheuen Blick das Billet, das Allmer ihm reichte, und erbrach es. Seine Züge verfärbten sich, während er las.

„Um Gott," stammelte er, wie hülfeflehend zu Herrn von Schollbeck und zu Eugenien aufblickend, „er hat mich gefordert!"

„Er . . . Horst?" fragte Eugenie.

„Horst!"

„Und weshalb?" rief Herr von Schollbeck aus.

„Weil . . . weil mein Betragen beleidigend

gegen ihn gewesen . . . da lesen Sie selbst . . . gefordert auf Pistolen!«

»Das ist ja ein wahrer Türke!" sagte Herr von Schollbeck.

»Armer Florens!« flüsterte Eugenie mit einem Blick des Mitleids, wie man ihn auf ein geängstigtes Kind wirft.

Florens war aufgesprungen. Florens von Ambotten war, was selten zu geschehen pflegt, in Aufregung gekommen; er war zornig geworden . . . aber sein Zorn äußerte sich in unendlich sanft vorgebrachten Vorwürfen gegen Herrn von Schollbeck.

„Es war aber auch Unrecht von Ihnen," sagte er, »daß Sie mir früher nicht erklärten, daß Sie ihn nicht empfangen, daß Sie seinen Besuch abweisen und auch mir befehlen würden, ihn abzuweisen. Ich konnte es ja gestern Abend nicht wissen ... und jetzt, jetzt hat er mich gefordert..."

„Da machst Du mir sehr ungerechte Vorwürfe," unterbrach ihn Herr von Schollbeck ärgerlich, „es wurde ja erst gestern Abend spät beschlossen, daß wir ihn abweisen wollten, nachdem Allmer dagewesen und uns den Kauf von Falkenrieth und seine Drohungen mitgetheilt hatte. . . ."

„Ja, Aller!“ rief Florens wieder aus, diesmal mit dem Tone entschiedenen Verdrusses.

„Was willst Du thun? Willst Du Dich mit ihm schießen?“ fragte Herr von Schollbeck.

„Ich, schießen . . . o mein Gott, das wäre ja fürchterlich! Muß ich das denn?“

„Ich sehe nicht, wie Du ihm ausweichen willst!“

„Was meinst Du, Eugenie?“ sagte der Vetter, wie in der Erwartung, Hülfe in seiner Noth bei dem jungen Mädchen zu finden.

Eugenie sah zu Boden, ohne zu antworten. „Ich, ich würde mich mit ihm schießen,“ sagte sie dann, plötzlich den Kopf erhebend, mit geröthetem Gesichte und zornig die Worte zwischen den Zähnen murmelnd.

„Aber Sie können es nicht, Fräulein Eugenie,“ fiel hier Allmer ein, „und Herr von Ambotten ist zu ungeübt in den Waffen, um es zu können. Ueberlassen Sie mir, den heftigen jungen Mann für den Verdruß zu strafen, den er Ihnen gemacht hat!“

Allmer blickte bei diesen Worten das junge Mädchen mit einem der sprechenden, wie schwer auf ihrem Gegenstande lastenden Blicke aus seinen dunklen Augen

an, die sie seit seinem ersten Kommen nicht verlassen hatten.

„Sie wollten . . .“ fiel Herr von Schollbeck hier ein, „für Florens . . .?“

„Lassen Sie Herrn von Ambotten erwidern,“ entgegnete langsam und bestimmt Allmer, „er sei ungeübt im Pistolenschießen, es sei wider seine Grundsätze sich zu schlagen, oder was er für gut findet, und statt seiner werde ich die verlangte Genugthuung geben. . .“

„Aber bei dem Verhältnisse, in welchem Sie zu ihm stehen?“ unterbrach ihn Florens.

„Dies Verhältniß wird bald abgebrochen sein — noch heute. Ich habe nicht die geringste Lust, es nur noch einen Tag lang fortzusetzen. Zudem habe ich für mein eigenes Gut zu sorgen. Sie wissen, daß ich in Unterhandlungen wegen des Ankaufs des Ritterguts zu Flursheim stand — dasselbe ist seit voriger Woche mein!“

„So wünsche ich Glück, von Herzen Glück dazu!“ sagte Herr von Schollbeck.

„Ich danke Ihnen, Herr von Schollbeck,“ versetzte Allmer, immer in derselben Ruhe, welche einen so eigenthümlichen Contrast mit der inneren Aufge-

regtheit der Anderen bildete; „ich danke Ihnen, wenn ich auch das Glück — sein Auge lag bei diesen Worten wieder auf Eugenie — nicht von Umständen erwarte, die immer nur die Grundlage für ein darauf zu bauendes Glück bilden können! Aber zur Sache . . . werden Sie den Brief schreiben, werden Sie mich zu Ihrem Stellvertreter annehmen, Herr von Ambotten?“

Florens von Ambotten schien in seinem sanften Gemüth am wenigsten für Allmer die Gefühle zu hegen, die ihn geneigt machten, von ihm einen solchen Freundschaftsdienst anzunehmen. Mit einer gewissen Aengstlichkeit hatte er die auf Eugenien liegenden Blicke Allmer's bewacht. Auf der anderen Seite hatte er noch weniger Lust, sich den Kugeln des bösen Menschen, der ihn zu erschießen drohte, zu stellen, und so sah er mit einem eigenthümlichen Blicke von Rathlosigkeit und Verlegenheit zu Herrn von Schollbeck und Eugenie auf.

„Ist es denn zulässig, kann man denn einem Andern überlassen, eine Ehrensache auszufechten, die uns persönlich angeht?“ sagte er schwankend.

„Herr von Horst verlangt eine Satisfaction,“ fiel Eugenie hier ein, „wenn sie ihm wird, so ist es

einerlei, wer sie ihm giebt, ob Du oder ein Freund an Deiner Statt, Florens — laß sie deshalb ruhig Allmer ihm geben. Ich hoffe, die Belehrung, die dieser böse Mensch dann erhält, wird um so gründlicher sein . . . es ist wahrhaftig abscheulich, ein, nimm mir's nicht übel, ein harmloses Kind wie Dich auf Pistolen zu fordern . . . es gehört so entsetzlich wenig Muth zu dieser Heldenthat . . . es ist erbärmlich, verächtlich . . . wenn Allmer ihm entgegentritt, wird er vielleicht Gelegenheit es zu bereuen bekommen!"

„Wenn Du es so auffassest!" sagte Florens, der bei der Heftigkeit, womit Eugenie gesprochen, gar nicht wagte, gegen die kindliche Harmlosigkeit zu protestiren, die ihm seine Cousine zuschrieb und die ihn doch so verletzte, daß er einen vorwurfsvollen Blick auf Herrn von Schollbeck warf, als ob er sagen wollte: „Du siehst, wie sie mit mir umgeht!" Dann stand er auf und fügte hinzu: „So will ich gehen und eine solche Antwort an Horst schreiben!"

Damit verließ er die Gesellschaft. Diese letztere blieb eine Weile stumm und schweigend; Eugenie nahm eine Stickerei zu Händen, ihr Vater blickte gedankenvoll auf die nächste grüne Rasenfläche hinaus. Nach einer Weile erhob auch er sich.

„Ich muß doch gehen und schauen, was Florens schreibt ... ob er sich in der gehörigen Weise ausdrückt!" sagte er und ließ Eugenie und Allmer allein.

Eugenie wechselte leicht die Farbe; es zuckte etwas über ihr Gesicht, als sie ihrem Vater nachblickte, und die Finger, womit sie in einem kleinen, auf Papierunterlage genähten Stücke weißen Zeuges Stiche machte, begannen von diesem Augenblicke an zu zittern. Allmer entging diese Bewegung nicht. Er beobachtete sie eine Weile schweigend; dann sagte er: „Fräulein Eugenie, Ihre Hand zittert ein wenig..."

„Sie irren," entgegnete sie halblaut; in der That hatten die Finger von diesem Augenblicke an ihre ganze Festigkeit wieder erhalten.

„Ich bewundere die Kraft, welche Sie über sich besitzen. Sie haben eine seltene Gewalt sich zu beherrschen. . ."

„Sich beherrschen können ist der Anfang aller Weisheit. . ."

„Und aller Anfang ist schwer, wie bekannt."

„Man muß nur den Willen haben!"

„Den Willen! Was ist der Wille! Es giebt viel in uns, was den Willen unterjocht, ihn unter die Füße tritt, oder ihn zum Spielzeug macht!"

„Das sagt ein Mann?

„Ja, ein Mann, ein Mann von starkem, nicht leicht zu beugendem Willen sagt Ihnen, daß sein Wille nichts werden kann als eine Seifenblase, die der Hauch der Leidenschaft schaukelt und hinbläst wohin sie mag."

„Welch' kläglicher Wille!" fiel Eugenie mit spottendem und doch offenbar ängstlichem Tone ein, indem sie einen scheuen Blick in Allmer's dunkel auf sie niederglühende Augen warf und dann die ihren rasch wieder auf ihre Arbeit senkte.

Allmer seufzte. „Sagen Sie es immerhin, mein Fräulein," sprach er dann ... „ja wohl, es ist ein kläglicher Wille, dieser Wille, den ich hatte, Ihnen zu gehorchen, Ihnen durch meine leidenschaftlichen Bewerbungen nicht lästig zu fallen, Ihnen Zeit zu lassen, sich über Ihre Gefühle klar zu werden, mir die Zeit, durch stille Ergebenheit Ihre Gunst zu erringen . . . die Leidenschaft ist stärker, die Leidenschaft, die mich während dieses Harrens, während dieser furchtbaren Ungewißheit verzehrt, martert, auf eine unsägliche Folter spannt, die mich tödtet . . . Eugenie, seien Sie barmherzig . . . jetzt, wo ich in einen Kampf, in eine Gefahr um Ihretwillen gehen

will, nur um den Verdruß zu rächen, der Ihnen angethan wurde — jetzt sprechen Sie endlich ein Ja, das diesen Zustand in ein grenzenloses Glück verkehrt, oder ein Nein, das mich zur Raserei treibt, das mich fähig macht, zu tödten und zu vernichten, die Welt in Flammen zu setzen, das entsetzlich, ganz entsetzlich wäre. . ."

Allmer sprach diese Worte mit einer Heftigkeit, mit einer Gluth aus, die nur allzu deutlich von der furchtbaren Leidenschaft zeugte, der dieser Mann sich hingegeben fühlte und die seinen Willen in der That vollständig sich dienstbar gemacht zu haben schien.

„O mein Gott!" sagte Eugenie tief erschrocken und vollständig darauf verzichtend, die Zeichen dieses Erschrockenseins durch ihre Selbstbeherrschung zu unterdrücken .... „wie darf ich denn zu einem Manne sprechen, der sich so von seiner Leidenschaft bewältigen läßt, der mich zwingen will, der meinen Willen durch Schrecken zu unterjochen sucht . . . Sie sind fürchterlich!"

Eugenie war todtenblaß geworden, sie hatte ihre Arbeit fallen lassen und sah Allmer mit weit aufgerissenen Augen, in denen sich eine wirkliche Seelenangst spiegelte, an.

„Haben Sie Erbarmen mit mir," fuhr Allmer fort, „und verdammen Sie diese Leidenschaft nicht ... Sie, Sie haben sie erweckt, und was sie stachelt, das ist ein Gedanke, der mich nicht verläßt, der mich rasend macht. Ich glaube, daß Sie mir Ihre Hand geben, daß Sie ohne Widerstreben die Meine werden würden, wenn nicht das Einzige zwischen uns stände, das ganz allein, daß ich ein Bürgerlicher bin, ein Mann ohne Namen und Titel, daß ich mir meine Stellung, mein Vermögen nicht habe schenken, vermachen, vererben lassen, sondern daß ich durch eigene Anstrengung, durch Arbeit und Mühe es errungen habe ... Ihr denkt ja so, Ihr Alle, Sclaven des unsinnigsten Vorurtheils, die Ihr seid, und daß Sie, Sie Eugenie, die ich liebe, die ich anbete, so denken, daß auch Ihr Verstand von diesem Wahnsinn umnebelt ist, und daß darunter all mein Lebensglück zu Grunde gehen soll — das eben, die Verzweiflung darüber ist es, was mich so leidenschaftlich macht!"

„Sie kennen mich genug, ich habe Ihnen auch gesagt, daß Sie sich darüber täuschen, daß ich solche Vorurtheile nicht hege, daß ich vollaus den Muth und die männliche Kraft anerkenne, mit der Sie Ihr Schicksal sich selbst gegründet haben."

„Nun, dann begreife ich nicht, Eugenie, weshalb Sie mich meiner Folter überlassen; Sie wissen, daß ich mit Ihrem Vater geredet habe, daß er nicht wider meine Wünsche ist, daß er das Verhältniß zu Ihrem Vetter nicht als Etwas betrachtet, was Ihren Neigungen ernstlich in den Weg treten kann.“

„Aber mein Gott, habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich frei, ganz frei meine Entschlüsse...“

Zu Eugeniens unaussprechlicher Erleichterung wurde sie hier unterbrochen; ihr Vater trat, aus dem Hause zurückkehrend, um die Thurmecke. Allmer wandte ihm sein hochgeröthetes Gesicht mit einem Ausdruck unverkennbaren Aergers zu, Eugenie aber sprang auf, raffte ihre Arbeit zusammen und eilte davon. Auf Allmer's Lippen schwebte ein leiser, kaum unterdrückter Fluch, als er ihr mit flammendem Auge nachblickte.

„Da ist der Brief von Florenz,“ sagte Herr von Schollbeck, „wollen Sie seine Besorgung übernehmen?“

„Ich will ihn Horst übersenden und meinen eigenen Absagebrief beilegen!“ versetzte Allmer und verabschiedete sich dann rasch von dem alten Herrn.

VI.

Es war spät Abends geworden. Die Bewohner von Haus Schollbeck hatten sich zur Ruhe auf ihre Zimmer zurückgezogen. Aber vielleicht der alte Herr allein hatte sich wirklich zur Ruhe gelegt. Aus den Fenstern Eugeniens schimmerte das Licht der Lampe weit hinaus und beleuchtete das grüne Laubgezweige der nächsten Bäume, welche den Hintergrund von Haus Schollbeck bildeten. Die Zimmer Eugeniens lagen nach hinten hinaus; ihr Wohnzimmer hatte eine Glasthür, die auf einen Altan führte, der, an der einen Seite von dem vorspringenden alten Thurme abgeschnitten, mit leichtem Lattenwerk überbaut und mit Reben überkleidet war, so daß er eine allerliebste, in der Höhe des ersten Stockwerks angebrachte Veranda bildete.

Die Thür stand offen und ließ das Licht der großen Lampe ungehindert hinausfallen und sich mit dem Schimmer des Mondes vermischen, der hell und voll am Nachthimmel schwebte und sein bläuliches Licht außen über die Veranda ergoß, während das gelblichere der Lampe sie innen erfüllte.

Eugenie ging unruhig bewegt in ihrem Zimmer

umher. Bald trat sie auf die Schwelle der Glasthür und blickte sinnend in die Sommernacht hinaus; dann wandelte sie in ihrem Zimmer auf und ab, dann setzte sie sich an den runden Tisch in der Mitte und stützte die Stirn auf ihre Hand. Schwere und beängstigende Gedanken arbeiteten unter dieser Stirn und ließen ihre Brust unter raschen Pulsschlägen wogen. Sie dachte an Allmer . . . sie suchte nach voller Klarheit über ihr Gefühl für diesen Mann, der seit einer Reihe von Monaten um sie warb; der es verstanden hatte, ihres Vaters stillschweigende Genehmigung für diese Bewerbung zu erlangen; der sich mehr als die Rechte eines Nachbars in ihrem Familienkreise errungen; der von dem Tage an, wo er des Alten Herz durch die Statue gewonnen, sich mit seinem Umgang, mit seinem Rath in Haus Schollbeck unentbehrlich gemacht; den sie wegen seiner männlichen Eigenschaften, seiner Energie, seiner Kenntnisse achtete; dessen gehaltenes Wesen sie anziehend gefunden und den sie zuletzt . . . lieben? nein, fürchten gelernt!

Fürchten ... das war es; sie fürchtete ihn, seine Nähe hatte eine magische Gewalt für sie, die Luft wurde ihr schwer und drückend wie eine Gewitter-

luft, wenn er kam, und wenn sie seine Blicke auf sich gerichtet wußte, war es ihr, als ob sie diese Blicke fühlen könne wie eine beängstigende Last. Und niemals war sie sich über dies Gefühl bewußter geworden, als seit einigen Tagen, seit ihre Gedanken sich mit dem jungen Manne beschäftigt hatten, den sie im Schloß Falkenrieth gesehen, mit dem sie sich so viel beschäftigt hatten, dem sie mit lebhafter Sorge gefolgt waren auf seiner leichtsinnigen geldlosen Künstlerfahrt . . . und als Eugenie dann von der Ankunft Horst's vernommen und ihr klar geworden, daß ihr Künstler von Falkenrieth und der junge Baron ein und dieselbe Person sei — wie theilnehmend hatte sie da an den armen, alleinstehenden, in ein verlassenes, verödetes Haus zurückkehrenden jungen Mann gedacht, den keine Seele, die ihm nahe stehe, umgab, kein freundlicher Gruß an der Schwelle seines Vaterhauses willkommen heiße, und wie sehr hatte sie verlangt, ihn wiederzusehen, um ihm sagen zu können, daß man in Schollbeck des neuen Nachbars sich freue, daß man so herzlich bereitwillig sei, ihm ein Asyl gegen die Vereinsamung zu bieten; wie hatte sie sich auf das neubelebende Element gefreut, welches in ihr ländlich stilles Da-

sein kommen werde! Und ... für all diese freundliche Beschäftigung mit ihm — wie hatte dieser junge Mann sie belohnt? Wie ein böser Dämon mit lauter Feindschaft und Tücke; es war, als habe er nichts Eifrigeres zu thun gehabt, als alle drei Bewohner von Schollbeck an der empfindlichsten Seite zu verwunden und zu kränken — den Vater bedrohte er durch seine eigensinnigen Nachforschungen nach der Statue, die Allmer dem alten Herrn auf sein Andringen schon vor ein paar Jahren, freilich ohne besondere Befugniß, für eine ganz geringe Summe verkauft hatte und die seitdem des Vaters Augapfel geworden, die der alte von der Sammelwuth besessene Mann nicht zurückgeben konnte, ohne sein Herz dabei brechen zu fühlen; dann hatte Horst Eugenien gekränkt, indem er ihr Falkenrieth geraubt ... es war Eugeniens heißester Wunsch, Falkenrieth zu besitzen, sie hatte das ganze Capital, welches sie selbst persönlich aus der Erbschaft ihrer Mutter besaß — zehntausend Thaler — dafür längst geboten und die sichere Hoffnung gehegt, daß, da kein anderer Käufer sich gemeldet, es ihr für diese Summe zugeschlagen würde! Und nun hatte dieser Horst nichts Eiligeres zu thun gehabt, als es ihr für immer und ewig zu

entreißen, diese unvergleichliche Perle von einem kleinen Besitzthum, das sie längst als ihr gehörend in Gedanken in Besitz genommen. Und endlich diese letzte abscheuliche Grausamkeit, den armen harmlosen Vetter Florens, diesen unschuldigen Mann mit der Seele eines Kindes, auf Pistolen zu fordern ... es war wahrhaft abscheulich. Eugenie war in tiefster Seele empört, sie zürnte diesem Horst nicht, nein, sie haßte, sie verabscheute ihn, und — dachte den ganzen Tag an ihn, vom Morgen bis in die Nacht; sie hätte Alles thun können, um sich an ihm zu rächen, ihn zu bestrafen — sie hätte Allmer ihre Hand reichen können, wenn sie gewußt, daß ihn das ärgere, stachele — aber ach, das, gerade das hätte ihn gewiß am wenigsten geärgert!

Sie stand wieder auf; sie trat auf die Schwelle der Glasthür und dann unter die Veranda, und hier lehnte sie sich auf das Geländer und sah in den dunklen Park hinaus. Nach einer Weile wurde Eugenie in ihren Gedanken durch ein Geräusch unterbrochen, das sie unten zu vernehmen glaubte; es war wie ein leiser Schritt und das Knicken eines Zweiges im Gesträuch. Gleich darauf war Alles wieder still.

Aber nein, nur eine kleine Pause hindurch,

während welcher sich Eugenie beruhigt gesagt hatte, daß irgend ein Thier, ein Nachtvogel das Geräusch gemacht, war es still, dann tönte der leise Schritt wieder . . . er kam näher und näher, wurde lauter und fester . . . Eugenie blickte ängstlich gespannt in das Dunkel der Gebüsche hinunter — eine Gestalt löste sich aus dem Schatten los, es war ein Mann, der geraden Wegs und eilig auf Eugeniens Veranda zuschritt . . . nun stehen blieb und sich umsah . . . nun näher kam und Eugenie endlich den Ausruf entlockte: „Florens, bist Du es? Was treibst Du so spät da?"

„Ich bin's, Eugenie — darf ich zu Dir heraufkommen? Ich möchte Dir etwas sagen."

„Du darfst kommen . . . ich will Dir öffnen!"

Sie ging in ihr Zimmer zurück und schloß die Thür wieder auf, die sie für die Nacht schon verriegelt hatte; dann ging sie, die offenstehende Thür, welche in ihr Schlafzimmer führte, anzuziehen. Nach kurzer Weile kam mit möglichst leisen Schritten Florens herein. Als er in den Lichtkreis der Lampe trat, nahm Eugenie wahr, daß er blaß und aufgeregt aussah.

„Was hast Du, Florens, was ist, daß Du so spät da unten umherschweifst?“

„Ich habe ihn gesehen . . . er stand . . .“

„Ihn ... wen hast Du gesehen?“

„Wen anders, als Horst!“

„Horst?“

„Ja, ihn, soeben!“

„Das ist seltsam,“ fiel Eugenie eigenthümlich erregt von dieser Nachricht ein.

„Er stand wohl eine Viertelstunde und starrte nach Deiner Veranda hinauf. Du lehntest Dich über die Brüstung und blicktest so in derselben Richtung hinaus, daß man hätte darauf schwören können, Du sähest ihn wieder an!“

„Gott weiß, ich hatte keine Ahnung . . .“

„Ich glaub' es; er stand ganz im Schatten. Ich weiß auch, weshalb er sich da umtrieb . . . ich habe ihn schon vor mehreren Stunden beobachtet; er war den Abend gegen Sonnenuntergang drüben auf dem andern Flußufer, auf der Höhe, wo Du die Rasenbank hast anlegen lassen; da saß er, Büchse und Waidtasche neben sich, aber in der Hand hielt er ein Taschenperspectiv und durch das blickte er unverwandt hierher.“

„Hierher, nach unserm Hause?"

„Nach unserm Hause, und in unserm Hause, gerade an der Westseite, ihm gegenüber standen alle Fenster auf, so daß die niedergehende Sonne voll und glänzend hineinschien . . . just in den Saal, worin Deines Vaters Sammlungen aufgestellt sind."

„Du meinst doch nicht . . ."

„Er müßte blind gewesen sein, wenn er sie nicht gesehen hätte, und blind war er nicht, wahrhaftig nicht, und zudem hatte er ein Perspectiv, das er gar nicht vom Auge brachte!"

„O mein Gott," sagte Eugenie erschrocken, „dann hat er gewiß, ganz gewiß die Flora gesehen, und wir sind in seinen Augen auf's Fürchterlichste bloßgestellt!"

„Das sind wir," sagte Florens seufzend.

„Das ist schrecklich!"

„Und schrecklich wird der Lärm sein, den dieser böse Mensch nun erheben wird," fuhr Florens fort, „er wird einen Scandal machen, der Allmer ruinirt und auf Deinen Vater das übelste Licht wirft!"

„Es ist ganz entsetzlich!" rief Eugenie aus, vor Aufregung außer sich.

„Wenn nur Dein Vater an der unseligen Statue nicht so sehr hinge . . .“

„Dann sollte man sie in den Fluß schleudern, wo er am tiefsten ist.“

„In der That, ich gäbe viel darum, wenn sie da läge,“ sagte Florens.

„Aber wozu ist er jetzt eben in unserm Park so dicht an unserm Hause gewesen? . . . kannst Du Dir das deuten, Florens?“

„O gewiß! Als die Sonne gesunken war und die Dämmerung eintrat, stand er auf, steckte das Perspectiv in die Waidtasche, warf die Büchse über und ging in den Wald hinein, wie um da zu bürschen — es ist ja jetzt sein Gehege, der Wald gehört schon zu Falkenrieth — und so verschwand er. Ich wollte es Euch sagen, aber ich besann mich, daß es besser sei, Deinen Vater nicht damit zu erschrecken, bis ich mit Dir gesprochen. Und nun vorhin ging ich aus, den Fluß aufwärts, weil ich da oben in der Wiese Asche ausgestreut habe, um die Aale zu fangen, wenn sie aus dem Wasser gehen und auf's Land kommen; ich sitze da und gebe Acht, ob keines von den Thieren sich in den Mondschein hinauswagt — da sehe ich ihn von

oben her den Fußpfad, der durch die Wiesen läuft, daher kommen, er muß über die obere Brücke gegangen sein, und so stehe ich auf und gehe ihm leise im Schatten der Gebüsche nach. Er schreitet langsam schlendernd vor mir her, bis er in der Nähe des Hauses ist; da blickt er sich um, geht eine Weile hin und her, wie ungewiß, wie etwas suchend; endlich geht er an der westlichen Wand entlang, blickt zu den Fenstern auf, kommt dann zur hinteren Front zurück und schleicht da in den Schatten der Gebüsche, wo er regungslos stehen bleibt und zu Dir — Du warst unterdeß auf die Veranda herausgetreten — hinaufstarrt."

„Seltsam ... und wohin wandte er sich dann?" fragte Eugenie ängstlich aufathmend.

„Dann verschwand er nach der Brücke zu. . ."

„Und Du hast eine Ahnung, was er gewollt, einen Schlüssel dazu?"

„Gewiß . . . er hat irgend einen schlimmen Anschlag vor . . . er hat die Lage des Hauses ausspionirt . . . er will mit Gewalt seine Flora zurückholen ... vielleicht hat er gehofft, auf irgend Jemanden von unsern Leuten zu stoßen, ihn ausholen, bestechen zu können . . . solch' ein böser

Mensch rastet und ruht ja nicht ... und ein böser Mensch, der gar Recht hat oder Recht zu haben glaubt. . ."

„In der Thar," sagte Eugenie, im höchsten Grad bewegt, „und dem muß ein Ende gemacht werden, er darf, nein, er darf nicht Recht zu haben glauben wider uns; der Gedanke ist mehr, als ich ertragen kann!"

Sie warf sich in ihren Sessel und stützte die Stirn in die Hand.

„Eugenie," sagte nach einer Pause schüchtern Florens von Ambotten.

„Was willst Du sagen?" fragte sie in zerstreutem Tone, ohne ihre Stellung zu ändern.

„Wenn Du mit Allmer redetest ... wenn Du ... Allmer hat ja so viel Einfluß, so viel Macht über Dich . . ."

„Macht? Allmer Macht über mich?" rief Eugenie auffahrend aus . . . „und das hast Du — Du bemerkt, Florens?"

Sie war auf's Schwerste betroffen von diesen Worten des Vetters. Also übte in der That schon jener Mann, den sie fürchtete, eine „Macht" über

sie aus, eine so große, daß es sogar dem harmlosen Vetter sichtbar geworden?

„Nun ja, das ist doch wohl zu merken,“ erwiderte Florens, „er blickt ja immer nur auf Dich, und wenn er spricht, so ist Niemand, der so gespannt auf das, was er sagt, lauscht, als Du, und . . .“

„Sprich weiter!“

„Und so mein' ich, müßtest auch Du etwas über ihn vermögen ... Du müßtest ihn zu dem bringen können, was die einzige ehrliche Art und Weise ist, aus dieser Sache zu kommen. Du müßtest ihn dazu bringen, daß er offen zu Horst spricht: Vor Jahren, als ich nicht daran dachte, daß Sie Ihre Herrschaft jemals überantwortet erhalten würden, habe ich das Kunstkleinod, auf welches Sie so großen Werth legen, verkauft. Herr von Schollbeck wünschte es zu besitzen und bot eine Summe dafür, welche ich annahm, weil ich es im Interesse des Guts, das ich zu verwalten hatte, geboten hielt, sie anzunehmen. Die Summe hat dazu gedient, die Lage Ihrer verschuldeten Herrschaft zu verbessern. Sind Sie nun unzufrieden mit dem Geschehenen, so bieten Sie in friedlicher Weise Herrn von Schollbeck

den Ersatz der Summe an, und als Ehrenmann wird er sich nicht weigern, Ihnen die Statue zurückzusenden!"

„Wird Allmer das thun? Er war nicht befugt, ohne Einwilligung der Gerichtsbehörde zu verkaufen."

„Er muß also selbst wünschen, auf friedliche Weise aus dem Handel zu kommen!"

„Wenn er das wünschte, hätte er nicht gleich bei der ersten Frage Horst's nach der Statue so gesprochen?"

Florens zuckte die Achseln.

„Ich kann mir denken, weshalb er es nicht that; er wollte Deinen Vater nicht um seinen Schatz bringen, er wollte vor allen Dingen sich die Gunst und Gnade Deines Vaters erhalten, und weshalb er das will, das," setzte Florens mit einem fast bitteren Tone hinzu, „ist mir nicht räthselhaft!"

Eugenie sah ihm groß und voll in's Gesicht.

„Du hast Recht," sagte sie plötzlich bewegt und zornig aufspringend, „und gerade deshalb rede mir nie mehr davon, daß ich mich mit einer Bitte an diesen Allmer wenden soll ... nie ... niemals!"

„Und sollen wir es denn ruhig darauf an-

kommen lassen, was dieser Horst wider uns beginnt? Gerichtliche Verfolgungen, die Schmach gezwungen zu werden . . . das Gespötte der Welt . . . ich glaube, Dein Vater mit seinem reizbaren Ehrgefühle überlebte es nicht."

„O mein Gott!" rief händeringend Eugenie aus, deren Verzweiflung noch gemehrt wurde durch den Gedanken, daß er, er, dieser Horst, jetzt einen innerlichen Triumph über sie Alle hege, sie fühlte sich in einer ganz trostlosen Lage . . . Allmer um etwas bitten, mit ihm gemeinschaftlich handeln, nein, nimmermehr! und dem bösen Nachbar sein Recht lassen — der Gedanke war gleich fürchterlich!

VII.

Sehen wir uns jetzt nach unserem jungen Freunde, nach dem bösen Nachbar um, der Nachts die Häuser seiner Feinde umschleicht, um sie zu verderben.

Horst war in einer schwer zu beschreibenden Stimmung. Die zornige Gereiztheit, in welcher er sich befunden, als er den Brief an Florens von Ambotten geschrieben, war verschwunden. Statt

Andere anzuklagen, klagte er jetzt nur noch sich an. Diese Wandlung war durch nichts Anderes hervorgebracht, als durch einen Brief Allmer's, den er am Nachmittage dieses Tages erhalten und worin Allmer ihm zweierlei Mittheilungen machte: zuerst die, daß er, Allmer, die Verwaltung seiner Herrschaft weiterzuführen nicht beabsichtige und das Verhältniß von dem Tage an, an welchem die gerichtliche Uebergabe und Rechnungsablage erfolgt sei, als gelöst betrachte; sodann daß er die von Florens von Ambotten gewünschte Genugthuung an dessen Statt zu geben bereit sei. Horst ließ das Blatt vor Ueberraschung aus den Händen fallen.

„Nun erhälst du auch von Dem einen Absagebrief!“ sagte er sich. „Bist du unter einem bösen Bann hier? Oder hast du selbst verschuldet, daß du jetzt so jammervoll verlassen und rathlos allein dastehst? Zum Verzweifeln rathlos! Was beginnen ohne diesen Allmer? Alle Welt nennt ihn einen Menschen von seltener Tüchtigkeit. Alle Welt sagt, du habest die größte Verpflichtung gegen ihn für das, was er an deinem Eigenthum gethan, für das, was er in den wenigen Jahren geleistet! Und nun kündigt er dir an, daß er nichts mehr

mit dir zu schaffen haben wolle! Welche Gründe hat der Mann? Bist du ein thörichter, unverträglicher Mann, mit dem nicht zu hausen ist? Zu rasch und vorschnell haben dich deine Freunde immer genannt! Du mußt ihn dadurch verletzt haben, du mußt ihm zu sehr den Herrn und Gebieter gezeigt ... er muß keinen Charakter in dir erkannt haben, mit dem er länger Hand in Hand gehen mag!"

Horst nahm zerknirscht eine wahre Gewissensprüfung mit sich vor. Es fiel ihm jetzt schwer seine Forderung an Florens auf's Herz; das, ja, das ganz gewiß, war eine nicht zu rechtfertigende Voreiligkeit, eine Handlung der Hitze gewesen, die sich nicht entschuldigen ließ. Mit der Pistole in der Hand zurückkommen, wenn unser Besuch abgewiesen wird, es war thöricht, kindisch. Horst ärgerte sich jetzt gründlich über diese Unbesonnenheit, und weniger darüber, weil sie seine Stellung in seiner neuen Heimath gründlich verschlechtern mußte, als weil er ihr, ihr, die bei allem diesem der Mittelpunkt seiner Gedanken blieb, dadurch absurd vorkommen mußte, oder gar gehässig, oder vollends lächerlich! Und dies wurmte ihn so fürch-

terlich, daß er hätte darüber weinen können, wie sich seiner denn überhaupt bald eine Stimmung so tragischer Art bemächtigte, wie er sie nie empfunden. Er kam sich so allein, so verlassen, so von Allen zurückgestoßen vor, daß er etwas wie ein vollständiges Mitleid mit sich selber empfand. Die Zimmer, das Haus, in welchem er sich befand, wurden ihm mit ihrer todten Oede so unheimlich, so unaussprechlich drückend, daß er es nicht in ihnen aushielt. Er machte Pläne, durchzugehen, sich zu flüchten aus dieser Welt, die ihn zurückwies, seine Herrschaft dem Zufalle zu überlassen, sie zu Grunde gehen zu lassen, wenn sie zu Grunde gehen wollte, nur um fortzukommen! Und dann ... dann hielt ihn doch etwas hier; dann war doch etwas da, was ihn fesselte an diese stille, für ihn so freundlose Gegend ... etwas, das er selber sich nicht nannte und das ihn doch zog, in die Wälder hinauszuschweifen, durch seine Wälder und zuletzt durch den Wald, der zu Falkenrieth gehörte.

So war er an die Stelle über dem Flusse, wo Eugenie die Rasenbank anlegen lassen, wo man Haus Schollbeck nur ein paar Büchsenschüsse entfernt unter sich daliegen sah, gekommen. Er hatte

sich da niedergelassen, hatte das Haus, die Gärten mit seinem Perspectiv überschaut und hatte geharrt, ob er nicht Eugenie vielleicht erscheinen sehe . . . er hätte sie so gern einmal noch gesehen, ehe er sich zum Scheiden rüste! Und dann war es dunkel geworden, ohne daß er sie gesehen, und er hatte sich wieder in die Wälder verloren mit dem schmerzlichen Gefühl einer verlorenen Hoffnung, eines zusammengebrochenen Lebensplans. Ein lasciate ogni speranza stand in seiner Seele ... und doch war die Hoffnung so schön gewesen, dies Mädchen so bezaubernd, und daß man so feindlich ihn zurückwies, hatte das Verlangen nach ihr, das schon durch seine Einsamkeit so genährt worden, so unermeßlich gesteigert!

Er hatte sich wieder in die Wälder verloren, und ohne sich um Bürsch und Wild zu kümmern, hatte er ein entlegenes Forsthaus erreicht, und sein Förster hatte sich nicht nehmen lassen, ihm eine Abendmahlzeit aufzutragen, von der er nichts genoß. Und dann war er heimgekehrt, ohne die Begleitung des Försters anzunehmen, den nächsten Weg, durch das Flußthal, durch die Wiesenniederungen, durch die Grundstücke, die zu Haus Schollbeck gehörten,

und so war er in den Park dicht am Hause gerathen, und im Schatten der Parkgebüsche, als er betroffen und scheu einen Ausweg gesucht, der ihn weiter führe, ohne ihn von Augen erblicken zu lassen, die in Haus Schollbeck noch wach sein konnten, im Schatten der Parkgebüsche umherirrend, hatte er Eugenie erblickt, zuerst auf und abschreitend in ihrem Zimmer, an den erleuchteten Fenstern vorüber; dann ihre ganze schlanke, reizende Gestalt, wie sie an die Brüstung ihrer Veranda trat, und die Lampe im Innern des Hauses und der helle Vollmond draußen wetteiferten, sie mit einem eigenthümlichen Lichte zu übergießen, in welchem sie zehnmal hinreißender, verführerischer erschien. Und dann, nach langem Hinüberstarren, war er wie aus einem wachen Traume auffahrend geflohen, viel, viel Schmerz und Verzweiflung in der Seele! Und am andern Tage, in den Morgenstunden nach einer unruhigen, langsam hinschleichenden Nacht, hatte er seine Auswanderungspläne wieder aufgenommen. Er wollte fort. Ja, er hatte es beschlossen. Er war es sich schuldig. Es litt ihn nicht hier. Er wollte nicht verkommen in der Einsamkeit, lächerlich in seinen eigenen Augen, zehrend an einem un=

seligen Gedanken, über dem er, das fühlte er lebendig, zum Thoren, zum Wahnwitzigen werden konnte!

Es mochte zehn Uhr sein, als er Allmer zu sich bescheiden ließ, um sich mit ihm zu verständigen. War Allmer entschlossen, ihn zu verlassen, wie es nach der Annahme der Herausforderung von seiner Seite allerdings schien, so wollte Horst sich von ihm einen andern tüchtigen Mann vorschlagen lassen, dem er die Verwaltung seiner Besitzung übertragen konnte. Allmer war nicht daheim. Horst befahl nun, sein Pferd zu satteln. Er war von einer eigenthümlichen Unruhe besessen, die ihn daheim nicht rasten ließ. Er ritt durchs Dorf . . . draußen lenkte er sein Thier auf den Weg nach Falkenrieth. Es war eine Beschäftigung, Falkenrieth einmal wiederzusehen. Ein gutes Stück des Tages ließ sich hinbringen mit Untersuchungen, welche Wiederherstellungen die zunächst nöthigen sein würden. In lässigem Schritt trug ihn der schwerknochige Rappe hin.

Als er angekommen war, fand sich das Haus des Wärters vor der Brücke so leer wie damals, als Horst zum ersten Male hier gewesen. Er mußte für seinen Klepper selbst sorgen, und so

führte er das Thier der Stallthür zu, hinter welcher er damals Eugeniens flüchtigen Fuchs untergebracht. Als er die Stallthür geöffnet, stieß er einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. An der alten Stelle, mit demselben Damensattel auf dem Rücken, stand der Fuchs Eugeniens an der Krippe und kaute widerwillig an einigen daliegenden Strohhalmen.

Horst fühlte alles Blut zu seinem Herzen schießen. „Sie da!“ sagte er sich athemlos . . . aber zugleich faßte er sich zu einem kühnen Entschlusse.

Er wollte dies Zusammentreffen benutzen; er fühlte, daß es ein unermeßliches Glück für ihn sei, sich gegen sie aussprechen zu können . . . Aug' in Auge mit ihr mußte er ja eine Brücke zu einem ruhigen, freundlichen Verständniß wenigstens finden, und das schien ihm schon ein unsägliches Glück zu sein. Schnell führte er seinen Klepper in den Stall und befestigte ihn in einer Weise, die für ein friedliches Verträgniß mit dem muthwilligen Fuchs Gewährschaft leistete, und dann eilte er davon, über die Brücke, dem Portal des kleinen Schlosses zu.

Die Portalthür, welche von der Terrasse unmittelbar in den ovalen Salon führte, stand halb-

geöffnet, aber der Salon war leer. Horst sah sich flüchtig darin um, dabei entdeckte er, daß die Thür nach dem weiß und rosaroth decorirten Nebensalon nur angelehnt war. Er eilte hastigen Schrittes — die Schritte klangen in dem leeren Gebäude und auf dem knarrenden Parket laut hallend wieder — auf diese Thür zu. In dem Augenblicke aber, wo er sie öffnete und sah, daß auch dieser Raum leer war, vernahm er das rasche und, wie es schien, heftige Aufreißen einer Thür in einiger Entfernung, einige Zimmer vor ihm, wie am Ende der Reihe von Gemächern, worin er sich befand.

„Bei Gott . . . sie flieht vor dir . . . sie hat dich erblickt und will dir ausweichen!" sagte er sich mit einem Gefühl von innerer Demüthigung und Aerger und Verdruß, daß seine Wangen sich hoch und zornig rötheten . . . „aber es soll ihr nicht gelingen, ich will sie sehen . . . ich will zu ihr reden — das Haus hat nur den einen Ausgang — ziehen wir den Schlüssel ab, und sie ist gefangen!"

Er ging zurück, verschloß die Portalthür und steckte den Schlüssel zu sich. Dann kehrte er in den Raum zurück, den er verlassen hatte, schritt in

den nächsten, ein ganz kleines Boudoir mit alten verblichenen Seidentapeten, in die allerlei Chinoiserien eingewebt waren; auch hier war seine Flüchtige nicht; er eilte weiter, in ein kleines, verfallenes Badezimmer, und damit war die Zimmerreihe zu Ende. Die Flüchtige war nicht da, wohin war sie verschwunden? Keine Thür führte aus dem Raume, das Fenster ging nach hinten auf den kleinen See hinaus, an dem Falkenrieth lag; da hinaus war keine Rettung gewesen! Hatte am Ende der Eckschrank sie aufgenommen . . . es wäre gar zu komödienhaft gewesen! . . . Horst stand einen Augenblick betroffen und zögernd da, ehe er die Hand nach der schmalen dunkelgebohnten Thür des Eckschrankes ausstreckte . . . dann streckte er sie aus, aber die Hand zitterte, als er es that, sein Gesicht entfärbte sich dabei, und doch, er riß die Thür auf und athmete überrascht tief und wie erleichtert auf.

Es war kein Wandschrank. Das Ding war auf eine Täuschung berechnet. Es war eine geheime Treppe, die, schmal, gewunden, in die Höhe führte. Also konnte die Flüchtige nicht entwischt sein, nur weiter in ein oberes Stockwerk entflohen. Horst stürmte die Stufen hinauf; er gelangte an einen

Absatz, wo zu seiner Linken eine Thür in die Entresolgemächer führen mußte ... jetzt, wohin sollte er sich wenden? ... hatte sie sich in diese Gemächer hineingeflüchtet oder weiter hinauf ganz nach oben, in die Mansardenzimmer, zu denen die Treppe wahrscheinlich weiter führte? Er stand einen Augenblick schwankend ... dann war es ihm, als höre er oben, über seinem Kopfe, ein Geräusch, und hastig, athemlos stürmte er weiter, die gewundenen, unter seinem Fuß knirschenden Stufen hinan.

Aber nicht dahin kam er, wohin er zu kommen glaubte, auf einen Vorplatz, der zu einer Reihe Mansardenräumen führte; er sah plötzlich über seinem Kopf die Decke, in dieser Decke einen viereckigen Ausschnitt, in diesem Ausschnitt eine ihn schließende Klappe, die sich eben senkte, um die Durchlaß gewährende viereckige Oeffnung zu schließen. Im Eifer, im zornigen Sturm seiner Verfolgung, fuhr er mit beiden vorgestreckten Armen wider diese Klappe an, schleuderte sie empor und stand, bevor eine Secunde vergangen, in dem obern Raum, in den die Oeffnung führte; zugleich fiel mit einem heftigen lauten Gekrach die stürmisch aufgeschleuderte schwere Klappe zurück und in den Durchlaß hinein.

Horst sah sich in einem runden, eiförmig über ihm gewölbten Raum, der sein Licht von oben erhielt; er sah vor sich Eugenie stehen und fühlte sich vor Aufregung, Verwunderung und Bestürzung völlig sprachlos. Die Verwunderung, die Bestürzung wurden verursacht von dem Anblick, den ihm das junge Mädchen darbot.

Ihr Gesicht war dunkelroth und wurde dann leichenblaß, bleich wie der Kalk an der Wand hinter ihr . . . sie streckte beide Arme vor, sie lallte ein paar unverständliche Worte, sie ließ dann die Hände sinken, sie schlug sie vor's Gesicht, als ob sie einen fürchterlichen Anblick von sich abwehren wolle, sie verrieth in jeder ihrer Bewegungen einen Zustand, als ob sie sterben wolle vor Angst.

Horst stand mehrere Minuten lang stumm und ohne eine Silbe hervorbringen zu können vor diesen Symptomen einer unerklärlichen Erschütterung.

„Mein Fräulein,“ stammelte er endlich, einen kleinen Schritt näher tretend, „. . . finde ich Sie hier . . . sehe ich endlich . . . “

„Kommen Sie nicht näher, kommen Sie nicht näher, rühren Sie mich nicht an, oder ich sterbe!“

rief Eugenie aus mit einem herzerschütternden Tone der Verzweiflung.

„Um Gotteswillen, Sie scheinen ja eine ganz fürchterliche Angst vor mir zu haben . . . ich begreife nicht . . .“

„O, Sie sind ein fürchterlicher, ein abscheulicher, böser Mensch!“ rief sie jetzt wie im hellen auflodernden Zorn, „wie ist es möglich, daß . . .“

„Ich ein böser, abscheulicher Mensch? Das sind seltsame Vorwürfe, während ich Ihnen doch nur gefolgt bin, um Ihnen zu sagen . . .“

„Sie sollen mir nichts sagen, ich will nichts hören, nichts . . . keine Silbe, Sie sollen mich gehen lassen, ohne mich anzurühren!“

„Nun, mein Gott,“ versetzte Horst, der bei diesem seltsamen Benehmen, bei diesem beleidigenden Mißtrauen der jungen Dame auch ein Etwas wie plötzlichen Zorn in sich aufkochen fühlte, „ich bedauere in hohem Grade, daß Sie sich unnützer Weise so furchtbar ängstigen . . . Sie anzurühren ist durchaus nicht meine Absicht, wenn ich auch nicht im Entferntesten ahne, weshalb Sie zu fürchten scheinen, daß ich etwa die Pest habe und meine Berührung Sie tödten würde! Und wenn Sie

gehen wollen, ohne mich angehört zu haben, mein gnädiges Fräulein, so vertrete ich, wie Sie sehen, Ihnen den Weg nicht!"

Eugenie sah ihn groß an; es schien, sie bedurfte der Zeit, seine Worte zu verstehen und sich klar zu machen. Sie athmete hoch auf. Sie machte einen Schritt der Klappe zu, die allein aus diesem Behältniß hinausführte; Horst zog sich, sie mit Blicken, in denen Zorn und Trauer lagen, messend, so weit zur Seite zurück, wie es ihm nur möglich war, er drückte sich förmlich an die Wand. Sie hielt ihr Auge in scheuer Angst auf ihn gerichtet, während sie langsam schwankend weiter ging ... es war, als ob sie eines Zusammenraffens all ihres Muthes bedürfe, bevor sie wagte, sich zu bücken, um den Ring zu fassen, mit dem man die Klappe aufhob . . . noch einen letzten Angstblick auf ihn, dann wagte sie es in der That; aber die Klappe hob sich nicht!

„Sie sehen," sagte jetzt Horst in fast spöttischem Tone, „die Klappe ist zu schwer für Sie; Sie werden am Ende doch gestatten müssen, daß ein so gefährlicher Mensch wie ich Ihnen näher tritt, um die Arbeit für Sie zu verrichten!"

Eugenie riß mit aller Kraft, mit beiden Händen an dem Ringe . . . aber fruchtlos. Horst sah ihr mit ironisch bitterem Lächeln zu, ohne ihr zu helfen!

„Es geht nicht," sagte er dann, „Sie sehen, ohne mir mit einem guten Wort eine gewisse Ehrenerklärung zu gönnen, ist keine Rettung für Sie möglich!"

Eugenie sah zu ihm auf, und plötzlich schossen ihre Augen voll Thränen; ein ganzer Strom rieselte ihre bleichen Wangen hinab.

„O mein Gott!" rief Horst von diesem Anblick wie vollständig umgewandelt und mit einem Tone wahrer Trauer aus, „bin ich Ihnen denn wirklich eine so fürchterliche, so ganz entsetzliche Erscheinung ... beruhigen Sie sich doch, Sie werden im nächsten Augenblick befreit sein und mich nie wieder sehen!"

Betroffen von diesem Tone hielt Eugenie ihre Thränen ein; in dem Blick, den sie auf ihn warf, während er jetzt rasch an den Ring herantrat und sich zu ihm niederbückte, lag etwas von zurückkehrender Beruhigung.

Aber auch dem Kraftgriff, mit dem Horst den Ring emporreißen wollte, folgte die Klappe nicht.

„Das alte Holzwerk hat sich geklemmt, die

Klappe ist so heftig in die Oeffnung hineingeschlagen, daß sie nun schwer wieder herauszuziehen ist . . ."

Er machte noch einen vergeblichen Versuch, und blickte dann halb rathlos, halb spöttisch zu dem jungen Mädchen auf.

Eugenie begegnete diesem Blick mit einem Ausdruck von zurückkehrender grenzenloser Bestürzung.

Horst schwieg einen Augenblick.

„Sie denken," sagte er dann achselzuckend, „ich spiele Komödie und stelle mich nur so, als vermöchte ich die Last nicht zu heben."

Eugenie antwortete nicht.

„Es thut mir leid," fuhr er fort, „aber ich kann leider nichts daran ändern. Vielleicht werden wir fertig damit, wenn es Ihnen möglich wäre, Ihre Furcht vor mir so weit loszuwerden und mir so nahe zu kommen, daß wir den Ring gemeinsam fassen . . . vielleicht gelingt es unseren vereinten Kräften, was ich allein mit dem besten Willen nicht zu Stande bringe!"

Der Versuch mit vereinten Kräften wurde gemacht . . . Eugenie trat dazu rasch und wie ein wenig beschämt über ihr bisheriges Betragen heran und zeigte auch kein Symptom von Erschrecken, als

Horst's Schulter beim Niederbeugen die ihre berührte. Nichtsdestoweniger mißlang der Versuch.

Horst stieß nun einen zornigen Ausruf aus, kniete mit beiden Knieen vor dem Ring und zog daran mit dem Aufgebot aller seiner Kraft, so daß die Schweißperlen über seine Stirn rannen. Nach einigen Augenblicken erhob er sich.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er, „ich bedauere, Ihnen erklären zu müssen, daß wir hier in allem Ernste eingesperrt sind. In der Hast, Ihnen zu folgen, in dem stürmischen Verlangen, Sie zu sehen und die Gelegenheit, mich gegen Sie auszusprechen, um keinen Preis fahren zu lassen, habe ich eine Unbesonnenheit begangen und diese einzige Thüre in die Freiheit sich auf eine Weise hinter mir schließen lassen, die uns nun den Ausgang versperrt. Es ist das leider mein Charakterfehler, daß ich ein wenig rasch und unbesonnen bin, und hier seh ich einmal wieder wohin das führt! Wir sind gefangen! Ich kann Ihnen nur mein Bedauern darüber aussprechen, und — das Ehrenwort eines Mannes, daß ich es bedauere! Ich habe diese Lage verschuldet . . . ob Sie mir glauben wollen, daß es unabsichtlich geschah, das

muß ich Ihnen überlassen . . . große Hoffnungen hegen darf ich in dieser Beziehung freilich nicht, denn ich habe Sie von einem so seltsamen Mißtrauen, von einem solchen Schrecken vor mir erfüllt gesehen . . ."

„Mein Gott, o mein Gott!" antwortete Eugenie nur, die wieder leichenblaß geworden war und sich in rathloser Angst rund umher in dem Raume umsah, ob denn nichts da sei, das ein Mittel zur Rettung aus dieser Lage werden könne.

Auch Horst untersuchte den Raum jetzt näher. Es war offenbar das Innere einer Thurmkappe, wie man ihrer zwei, in der Form kleiner Kuppeln, mit Kupfer gedeckt, außen die beiden Thürme krönen sah, welche rechts und links Schloß Falkenrieth flankirten. Die Wände bestanden aus gekrümmten daubenartig nebeneinander befestigten und nach oben hin immer schmaler werdenden Eichenbohlen, die um eine oben angebrachte runde, vielleicht zwei Fuß im Durchmesser haltende Oeffnung, durch welche das Licht einfiel, zusammenliefen. Ein starker Holzring wie eine Radfelge hielt sie hier zusammen. Durch die Oeffnung aber blickte man in eine kleine, die Kuppel krönende, rings offene Thurmlaterne hinein.

Die Höhe der Kuppel betrug ungefähr sieben Fuß vom Boden an. Der Raum selbst war vollständig leer; er zeigte nichts als die mit weißer, stellenweise abgefallener Tünche überzogenen Wände und auf dem Boden, da wo Eugenie zuerst gestanden, ein blaubrochirtes Buch.

„Die Hülfe aus unserer Lage," hub Horst nach einer Pause wieder an, „kann uns nur von außen kommen. Aber sie herbeizuziehen haben wir kein Mittel. Wir . . . in unserem gegenseitigen Verhältniß wenigstens nicht! Wär' es anders, Fräulein Eugenie . . . wäre nicht dies räthselhafte Mißtrauen, dieser unverdiente Abscheu, welchen Sie mir beweisen ... so wäre es vielleicht nicht so; so wäre eine Möglichkeit, daß wir uns über ein Rettungsmittel verständigten!"

Eugenie blickte ihn fragend an, mit einem wahrhaft hülfeflehenden Blick. Horst war grausam genug, diesen Blick nicht zu beachten, ihn nicht zu beantworten. Er sagte nur:

„So aber kann nicht die Rede davon sein! Nehmen Sie immerhin an, daß ich zu stolz bin, nur davon zu sprechen. Wir können nichts thun, als warten, bis man unruhig um unsertwillen wird,

bis man uns sucht, bis man das ganze Haus durchstreift hat und endlich auch in diesen Thurm gelangt."

„O mein Gott, das ist ja ganz entsetzlich!" machte Eugenie ihrem Jammer in einem wahren Angst- und Entsetzensschrei Luft.

„Wenigstens eine kleine Geduldprobe," sagte Horst ruhig. Dann nahm er das am Boden liegende Buch auf, blätterte darin und setzte sich bequem auf den Boden nieder, den Rücken gegen die Wand lehnend.

„Wollen Sie mir erlauben, daß ich mir mit Ihrem ‚Pferde des Phidias' die Zeit ein wenig vertreibe?" sagte er.

Sie nickte leis mit dem Kopfe, offenbar überrascht und verwundert ihn anstarrend.

Horst begann anscheinend ganz ruhig zu lesen. Von Zeit zu Zeit schielte er freilich ganz unmerklich über die Blätter zu Eugenien hinüber. Sie stand, sich wie müde an die Wand lehnend, halb abgekehrt von ihm, die Arme über der Brust verschränkt, die Blicke auf den Boden geheftet. Von Zeit zu Zeit schweiften diese Blicke verstohlen zu

Horst hinüber . . . immer fragender, immer häufiger, immer sprechender.

Horst schien immer tiefer in seine Lectüre versunken.

Nach einer langen Pause machte sie eine Bewegung, die ihn aufzufahren zwang; sie schlug die Hände zusammen, sie rief wie mit dem Tone einer zornigen Verzweiflung, wie aus tiefster Brust: „O mein Gott, ich möchte sterben!“ Und dann stieß sie mit der Stirn an die Wand, und blieb in dieser Stellung, Horst halb den Rücken zukehrend.

Der junge Mann ließ jetzt die Vorspiegelung, als ob er lese, fallen; er legte das Buch sanft in seinen Schoß und hielt die Blicke auf Eugenie geheftet. Es war als ob er auf etwas harre . . . der Ausdruck gespannter Erwartung lag in seinen bewegten Zügen. Aber die Erwartung schien sich nicht erfüllen zu wollen. Eine lange Pause verging, worin Eugenie so stumm und regungslos dastand, wie es je die marmorne Statue der Flora gethan. Eine Viertelstunde verstrich so. Da endlich regte die Statue sich . . . sie blickte plötzlich um sich, Horst hatte kaum Zeit, das Buch wieder aufzugreifen.

„Ich begreife nicht, wie Sie so ruhig lesen können," sagte sie unwillig, „mir ist es nicht möglich, länger in dieser Lage auszuhalten . . . meine Knie tragen mich nicht länger. . ."

„Lassen Sie sich nieder, wie ich es that. Was wollen Sie . . . man muß sich in die Nothwendigkeit zu fügen wissen! Wünschen Sie das Buch vielleicht zurück?"

„Und doch," versetzte Eugene, ohne diese Frage einer Antwort zu würdigen, „doch sagten Sie vorhin, es gäbe ein Mittel, Hülfe herbeizurufen. . ."

Ueber Horst's Züge flog ein Ausdruck von Genugthuung bei diesen Worten Eugeniens.

„Allerdings," versetzte er lebhaft. „Es giebt eins. Aber besorgen Sie nicht, daß ich es Ihnen vorschlagen werde!"

„Besorgen. . ."

„Ja," fuhr Horst in demselben Tone, der etwas von Vorwurf und etwas von tiefem Gekränktsein hatte, fort, „dies Mittel setzt ein freundliches Einvernehmen voraus, und Sie haben mir hinlänglich angedeutet, wie vermessen es von mir sein würde, ein solches zwischen uns je zu hoffen! Ich würde Sie beleidigen, wenn ich mein Mittel nennte, und

das ist nicht im Entferntesten meine Absicht. Ich bin ohnehin zerknirscht genug, daß meine Unbesonnenheit Sie in diese Lage gebracht hat; ich werde mir meine Unvorsichtigkeit nie verzeihen!"

Eugenie sah ihn fragend und mit einem Ausdruck an, der ganz und gar nichts mehr von dem früheren, halb zornigen, halb angstvollen Gereiztsein verrieth. Es lag im Gegentheil etwas wie ein rückhaltloses Hülfeflehen darin.

„Haben Sie denn kein Erbarmen mit mir?" sagte sie nach einer Pause leise, mit zitternder Lippe.

„Gewiß, das größte . . . um so mehr, da ich ganz fühle, wie entsetzlich Ihnen dies Eingeschlossensein mit einem Manne sein muß, der sich, Gott weiß weshalb, in so hohem Maße Ihre Ungnade, Ihren Haß, Ihr unbegrenztes Mißtrauen zugezogen hat. Sie haben mir das Alles aber so unverhüllt und rückhaltlos gezeigt, daß ich es als völlig fruchtlos und überflüssig betrachten muß, dagegen anzukämpfen, und statt mein Rettungsmittel zu nennen, lieber der Zeit überlasse, uns zu befreien, und unterdessen zum ‚Pferde des Phidias' zurückkehre."

„Der Zeit," rief Eugenie aus, „aber, mein Gott, wie lange kann es währen ... die Wärtersleute drüben sind daran gewöhnt, daß ich stundenlang in Falkenrieth sitze und da lese, Briefe schreibe, arbeite . . . vor Abend würden sie vielleicht nicht auf den Gedanken kommen, nach mir zu sehen, zu suchen!"

„So müssen wir bis Abend warten," sagte Horst mit einem Seufzer und legte sich ruhig auf die Seite, den Kopf auf den Arm stützend.

„Ich sehe," antwortete Eugenie, „Sie verlangen, ich soll Sie um Verzeihung wegen meines Betragens bitten ... das ist es, was ..."

„O nein, nein, nein!" fiel Horst lebhaft, sich aus seiner Stellung erhebend, ein, „nicht das ist es, was ich verlange."

„Und was verlangen Sie denn?"

„Nichts. Gar nichts. Die Welt, in welche ich hier gerathen bin, hat mir so wenig freundliches Entgegenkommen gezeigt, sie hat so rasch die froheste Hoffnung, mit der ich das Haus meiner Väter wieder betrat, zerstört, daß ich beschlossen habe, sie sehr bald wieder zu verlassen. Wenn man mich zurückstößt, so bin ich zu stolz noch einmal wieder-

zukommen. Ich werde dahin zurückgehen, wo ich zwar keine Beschäftigung und keinen Zweck mehr habe, aber wenigstens unter Menschen bin, die mir freundlich gesinnt sind!"

Horst ließ, nachdem er dies mit einem offenbaren Ausdruck von Trauer und Schmerz gesprochen, den Kopf wieder auf seine Hand sinken.

„Aber mein Gott," sagte Eugenie mit einem Tone sehr großer Ueberraschung, „weshalb sollten Sie solche Menschen nicht auch hier finden, wenn Sie selbst ihnen in einer Weise entgegenkommen, die zeigt, daß Sie Werth auf eine solche Gesinnung legen?"

„Habe ich etwa das Gegentheil gezeigt?"

„Nun, ich meine doch . . . wenn Sie damit beginnen, meinen armen harmlosen Vetter erschießen zu wollen . . ."

„Das ist ein Vorwurf, der vielleicht mich trifft; vielleicht habe ich in dem Punkte Unrecht gehabt. Aber Sie wissen nicht, wie tief verwundet ich mich fühlte. Ich hatte seit Tagen nur noch für den einen Augenblick gelebt, wo ich Sie wiedersehen würde. Ich hatte Alles überhört, was mir mein Administrator von der Unzugänglichkeit Ihres Vaters erzählt . . ."

„Was Allmer Ihnen erzählt von der Unzugänglichkeit meines Vaters?“ unterbrach ihn lebhaft Eugenie.

„Nun ja,“ fuhr Horst fort, „ich glaubte zu wissen, daß Sie mich freundlich empfangen, mit Theilnahme den rückkehrenden Nachbar in seiner Heimath begrüßen würden, aus der er so lange verbannt war . . . ein einsames Herz, das verlassen allein steht in einer kalten, öden Welt, hat solche Hallucinationen, mein gnädiges Fräulein; und nun wurde ich in rücksichtsloser, grober Weise zurückgewiesen . . . und das, das empfand ich tief, sehr tief, mehr als ich es Ihnen heute sagen mag; daher ließ ich mich hinreißen zu etwas, das . . . nun, dessen Beurtheilung ich Ihnen preisgebe!“

Eugenie hörte Horst's Worten zu mit einem Ausdruck der unverstelltesten Verwunderung.

„Aber um's Himmelswillen,“ sagte sie, „wenn Sie Werth auf die Art, wie ich Sie in Ihrer Heimath begrüßte, legten, weshalb kauften Sie dann Falkenrieth?!“

„Weshalb ich Falkenrieth kaufte? Nun, weil es mir gefiel . . . mehr noch, weil ich davon in Ihrer Gegenwart bei unserm ersten Zusammen-

treffen hier gesprochen und ich Ihnen nicht als ein Charakter erscheinen wollte, der unbedacht Vorsätze faßt, die er später nicht ausführt, und mehr noch aus einem Grunde, den . . . ich Ihnen nicht gestehen kann . . .“

„Aber Sie wußten ja, Herr Allmer hatte Ihnen ja gesagt, daß es mein sehnlichster Wunsch, mein seit Jahren gehegtes Verlangen sei, Falkenrieth zu besitzen, daß ich eine Summe dafür geboten, für welche es mein geworden wäre, wenn kein Anderer, wenn Sie nicht gekommen . . .“

„Davon weiß ich keine Silbe!“

„Allmer hat es Ihnen nicht gesagt, Ihnen den Kauf nicht widerrathen?“

„Widerrathen? . . . er hat mir den Kauf gerathen . . . nur sich geweigert, Theil daran zu nehmen, d. h. mich bei dem wirklichen Abschluß zu unterstützen.“

„In der That?“

„So ist es!“

Eugenie schien aus einer Ueberraschung in die andere zu gerathen.

„So sind Sie allerdings gerechtfertigt in dem,

was Sie wider meinen Vetter und mich unternommen — aber wider meinen Vater . . ."

„Auch wider Ihren Vater habe ich ein Verbrechen begangen?" rief Horst aus.

„Sie wissen, er hat eine kindliche Freude an seinen Sammlungen, und das Juwel dieser Sammlungen . . ."

„Habe ich . . . doch nicht etwa geraubt, zerstört?!"

Eugenie antwortete nicht; sie sah ihn nur mit ihren großen, verwunderten Augen an.

„Nennen Sie es mir, das Juwel . . . und ich will Boten nach allen vier Weltgegenden aussenden, um es wieder herbeischaffen zu lassen und es Ihrem Vater zu ersetzen!"

„Nein . . . in der That . . . Sie sind kein böser Mensch," sagte Eugenie mit einem plötzlich eigenthümlich veränderten Wesen, ihre Gestalt aufrichtend, mit lächelndem Antlitz und mit Wimpern, in die Thränen schossen, und dabei Horst ihre Rechte entgegenstreckend „. . . wir haben Ihnen viel, viel abzubitten und ich am meisten!"

„Nichts, nichts, was ich Ihnen nicht verzieh," rief Horst, ihre Hand ergreifend, „nichts, was ich

nicht vergäße über dem Glück dieses Augenblickes, der alle meine schönen Hoffnungen wieder aufleben läßt, die Träume, die ich hegte, nachdem ich Sie zum ersten Male hier in Falkenrieth gesehen . . ."

„O, lassen Sie uns nicht von Träumen reden," fiel hastig und dunkelroth werdend Eugenie ein, „die harte Wirklichkeit umschließt uns zu eng, uns arme Gefangene; ich hoffe, Sie denken jetzt an nichts Anderes, als an unsere Befreiung."

„Unsere Befreiung — Sie haben Recht . . . soll ich Ihnen mein Mittel nennen?"

„Muß ich denn gestehen, daß ich seit einer halben Stunde brenne, es zu erfahren?"

Nun wohl . . . das Mittel besteht darin," sagte Horst, „daß Sie mir behülflich sind, mich zu dem oberen Loche unsrer Thurmkappe hinauszuschwingen. Dort kann ich die Wärtersleute herbeirufen, oder welches lebende Wesen ich zuerst erblicke. Vielleicht kann ich noch mehr thun; die Thurmkappe ruht, soviel ich von außen gesehen, auf dem viereckigen Unterbau, der mit einer Balustrade versehen ist. Man wird also umhergehen können, und es wäre wunderlich, wenn sich nicht eine Thür fände, die auf den Dachraum des Hauses führt . . . man muß doch

einen Weg haben, auf die Thurmplattform zu kommen, für den Fall, daß Reparaturen da nöthig sind. Dann wäre uns noch rascher geholfen!"

„Aber wie wollen Sie es anstellen, sich zu der Oeffnung hinauszuschwingen?" frug Eugenie.

„Das ist's eben," versetzte Horst, „dabei bedarf ich Ihrer."

„Ich seh' nicht, was ich thun kann!"

„Jedenfalls mir versichern, daß Sie nicht zürnen wollen, wenn ich sage, was Sie thun können — aber, was ich weit entfernt bin, zu verlangen. . ."

„So sprechen Sie doch endlich!"

„Wenn Sie sich hier in die Mitte unter der Oeffnung aufstellen und die Hände verschränkt so halten wollen, wie es die Stallmeister machen, wenn sie einer Dame behülflich sind, zu Pferde zu steigen, dann würde ich zuerst auf Ihre Hände, sodann auf Ihre Schulter treten, dann mich zur Oeffnung hinausschnellen."

Eugenie lachte im ersten Augenblick verlegen auf . . . dann zog sie ernst ihre Stirn zusammen und sagte halb beleidigt: „Das ist allerdings eine seltsame Zumuthung. . ."

„Ich hab' es Ihnen vorausgesagt!"

„Das haben Sie."

„Und es nicht etwa Ihnen vorgeschlagen, nur auf Ihr Verlangen Ihnen genannt!"

„Nun ja . . . und es ist das einzige Mittel?"

„Das einzige!"

„Dann," fiel Eugenie plötzlich entschlossen ein, „dann sei's darum . . . man soll mir nicht nachsagen, ich habe aus Prüderie etwas zu thun unterlassen, was zu thun doch sehr vernünftig war. . . Kommen Sie . . . denken wir, wir seien Kinder, die einem Vogelnest nachstellen."

„Ich wünsche nur, daß ich mir die Leichtigkeit eines Kindes geben kann," erwiderte Horst und warf die Stiefel aus.

Eugenie stand mit verschränkten Händen, wie Horst es angegeben hatte; dieser legte leicht die Hand auf ihren Scheitel, trat in ihre Hände, auf ihre rechte Schulter, hatte im nächsten Augenblick beide Ellbogen auf den äußeren Rand der Oeffnung gestemmt und zog nun, während Eugenie tapfer einen seiner Füße nachschob, den Körper mit der Gewandtheit eines erfahrenen Turners nach. Eugenie brach in ein lautes, herzliches Gelächter aus.

„Ich glaube, Sie lachen mich aus," sagte er von

oben her in die Oeffnung hinabsprechend, „aber desto besser, ich sehe daraus, daß ich Ihnen nicht wehe gethan! . . . Und da seh' ich auch eine Thür, die auf den Dachraum führt. Ich werde mich jetzt außen niedergleiten lassen.“

„Aber mein Gott, ist denn das nicht gefährlich?“

„Nicht im mindesten.“

„O gewiß, gewiß . . . wenn Sie den Thurm hinabstürzten!“

„Haben Sie keine Sorge!“

„Ich habe aber Sorge, ich ängstige mich zu Tode, wenn Sie es thun . . . ich will es nicht!“

„Seien Sie vernünftig, Eugenie, es ist ja da unter mir eine Balustrade. . .“

„Sie kann morsch sein, sie kann nachgeben, wenn Sie dagegen anprallen.“

„Ich muß aber hinunter, wenn ich Sie befreien will.“

„Nein, nein, nein, lieber bleib' ich eingesperrt hier, als daß ich es zugebe, ich will es nun einmal nicht. . . Sie müssen bleiben, wo Sie sind, ich muß Sie im Auge behalten, oder ich vergehe vor Angst hier; warten wir, bis Jemand sichtbar wird, den Sie anrufen können!“

„Ich will mich Ihrem Willen fügen, wenn Sie mir eines versprechen.“

„Und was?“

„Daß Sie mich freundlich aufnehmen wollen, wenn ich morgen nach Schollbeck komme.“

„Können Sie daran zweifeln?“ versetzte sie leise, fast vorwurfsvoll.

Horst also blieb in der Thurmlaterne sitzen, wo er am Rande der runden Lichtöffnung kniete, und den Arm um einen der vier schmalen Pfeiler geschlungen hielt, welche die Laterne bildeten. Nach einer Weile sah er zu seiner Freude eine Frau dem Wärterhause zugehen, welche auf ihrem Kopfe einen in ihre blaue Schürze gepackten Armvoll frischen Klees trug. Er schrie ihr aus Leibeskräften ein: „He! Holla! Hier!“ zu.

Die Frau ließ vor Verwunderung ihr Bündel fallen, als sie nach dem ersten Aufstarren ihren neuen Gebieter da oben in der Thurmlaterne von Falkenrieth entdeckte. Sie lief dem Hause zu und kam im nächsten Augenblicke mit ihrem Manne, dem Wärter, daraus wieder hervorgestürzt.

Als die beiden Leute auf der Terrasse vor dem Schlosse waren, rief Horst ihnen hinab, was sie thun

sollten. Er warf ihnen den Schlüssel zur Portalthür, den er bei sich trug, in einem geschickten Bogenwurf zu und machte ihnen deutlich, daß sie mit einem schweren Holzstück oder einer Stange wider die Klappe über der Wendeltreppe anfahren müßten, um sie aufzusprengen. Der Mann ging zurück, um einen solchen Gegenstand aufzusuchen, und kam bald darauf mit einem langen Riegelholz wieder; nach fünf Minuten vernahm Eugenie unter ihren Füßen einen formidablen durch die ganze Thurmkappe zitternden Stoß, dann einen zweiten, und die Klappe fuhr krachend aus ihrer Klemme empor. Gleich darauf wurde sie von dem Arm des Wärters ganz aufgehoben, und der Oberkörper des Mannes tauchte durch die Oeffnung auf, um Eugenie und den jetzt von oben her aus der Laterne wieder herabvoltigirenden Horst mit dem Ausdruck höchster Verwunderung anzustarren.

Es war natürlich, daß, den fragenden Augen dieses Mannes gegenüber, Eugenie die Verlegenheit doppelt fühlte, in welche sie ohnehin gerathen mußte, als sie sich mit Horst wieder in der Freiheit sah; sie eilte davon zu kommen und flog die Treppe hinab, während Horst dem Wärter ein Trinkgeld gab und ihm mit möglichst unbefangener Miene erklärte, wie

er mit der jungen Dame das Schloß besichtigt habe und wie, als sie auch das Innere des Thurmes sehen wollen, die Klappe hinter ihnen niedergeschlagen sei.

Horst nahm dann noch das Buch vom Boden auf und eilte Eugenie nach. Er erreichte sie nicht eher, als bis sie unten auf der Brücke war.

„Ich will Ihnen das Buch morgen bringen,“ sagte er,“ darf ich?“

„Ach, das Buch,“ versetzte sie mit bewegter Stimme, „es ist an Allem schuld! Ich hatte mich heute beim Ausreiten daran erinnert, daß ich es in Falkenrieth liegen lassen, und daß ich, da Falkenrieth nun Ihnen gehört, es zurückholen müsse; ich ging dann durch die Zimmer, um von ihnen für immer Abschied zu nehmen . . . da sah ich plötzlich Sie auf der Brücke . . . schon auf der Terrasse, an der Thür . . . zu Tode erschrecken beim Gedanken eines Zusammentreffens mit Ihnen, nahm ich die Flucht, aber Sie, Sie folgten mir, Sie fürchterlicher Mensch. . .“

„Haben Sie es mir jetzt nicht vergeben? Was soll ich thun, um Alles das, was ich verschuldet, was ich durch meine sträfliche Unbesonnenheit verbrochen, wieder gut zu machen?“

„Nichts, nichts," rief sie hastig und vor Aufregung zitternd aus, „als mich jetzt allein lassen ... Sie sollen mich allein heimreiten lassen . . . gehen Sie jetzt, gehen Sie gleich . . . der Wärter wird mir mein Pferd halten!"

„Nun, wenn Sie es befehlen," versetzte Horst gedehnt und unangenehm betroffen.

„Ja, ja, adieu . . . bis morgen!"

Horst verstand dies heftig geäußerte Verlangen Eugeniens, mit sich und Allem, was in ihr stürmte, allein zu sein, nicht, und darum fühlte er sich ein wenig gekränkt und niedergeschlagen dadurch; aber er fügte sich gehorsam in ihren Willen; er ließ ihr das Pferd vom Wärter vorführen und halten; sie schwang sich auf und ritt im Galopp davon . . . Horst war von dem Augenblick an, wo sie das letzte Wort zu ihm gesprochen, für sie gar nicht mehr dagewesen.

Er sah ihr lange nach . . . und dann, dann war es ihm, als ob ihn etwas zurückhielte in Falkenrieth; es widerstand ihm, sich davon sogleich zu trennen ... er ging noch lange mit dem Wärter umher und hörte ihm schweigend zu, während der

Mann ihm auseinandersetzte, wo und was für die Reparatur dringend nöthig zu thun sei.

VIII.

Mehrere Stunden nachher . . . es war Abend geworden und Horst wieder daheim; er saß in seinem Zimmer im Armsessel ausgestreckt, die erloschene Cigarre in der lässig niederhängenden Hand und tief in Träumen verloren durch die Fenster in die Dämmerung draußen blickend, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und Allmer hereintrat, sehr bleich, sehr aufgeregt aussehend und sehr unceremoniös sich Horst gegenüber in einen Sessel werfend.

„Ich bedaure, daß ich gezwungen bin, eine letzte Unterredung mit Ihnen zu suchen, Herr Baron, aber beruhigen Sie sich, sie wird desto kürzer sein."

„Sie nehmen sehr cavalière Manieren mir gegenüber an, mein Herr Allmer," versetzte der junge Mann überrascht und gereizt. „Sie haben eine Forderung von mir angenommen, und ich begreife nicht, wie Sie diesen brüsken Ueberfall damit verträglich finden."

„Ei was Forderung!" rief Allmer unwillig aus,

„ich habe nicht das geringste Interesse mehr, mich mit Ihnen zu schlagen . . . schießen Sie immerhin den albernen Vetter über den Haufen, Sie werden mir noch mehr Vergnügen damit machen, als sich selber!"

„Und was hat Ihre Entschlüsse so schnell und so vollständig verändert?"

„Ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber schuldig, glaub' ich . . . worüber ich Ihnen Rechenschaft schuldig bin, ehe wir auseinandergehen, das ist etwas Anderes, und die komme ich Ihnen zu geben!"

„Rechenschaft, mir? Ich glaubte . . ."

„Rechenschaft über Ihre Statue, Ihre Flora, an der Sie so gewaltig hängen!"

„Ach, die Flora," sagte Horst . . . „in der That, ich gab Ihnen den Auftrag zu forschen . . ."

„Es bedarf nicht langen Forschens. Die Flora hat der alte Schollbeck. Der alte Mensch hat mich verführt, sie ihm zu überlassen, ohne mir im geringsten anzudeuten, welchen eigentlichen Werth solch ein Kunstwerk habe . . . Ich ahnte ihn nicht . . . was versteh' ich von Kunstwerken! Er gab mir hundert Thaler dafür. Ich nahm sie gern. Ich hatte Drainirungen vorzunehmen und die Cassen

waren leer; ich glaubte, allen Dank zu verdienen, daß ich hundert Thaler mehr hineinschaffte für die alte Scharteke. Jetzt, wo ich erfahren habe, daß solch ein Ding zehnmal mehr werth ist, daß der alte Spitzbube mich auf's Ruchloseste überlistet hat, zwingt mich mein Gewissen, Ihnen den wahren Sachverhalt mitzutheilen . . . Sie werden jetzt sofort Schollbeck auf Herausgabe anklagen, Sie werden den Proceß unbedingt gewinnen; ich war gar nicht autorisirt zu der Veräußerung, und ich bin zu jedem Zeugniß in Ihrem Interesse erbötig. . ."

„Sie sagen mir da seltsame Dinge, Allmer," versetzte Horst ruhig in die erhitzten Züge des Mannes blickend. „Also Herr von Schollbeck hat die Flora . . . und ich soll einen Proceß darum beginnen . . . Sie wollen mein Zeuge sein . . . in der That, Sie haben einen fürchterlichen Haß auf die Familie meines Nachbars geworfen . . . Sie haben mir alles mögliche Schlechte von ihnen mitgetheilt, Sie haben mir gerathen, durch den Ankauf von Falkenrieth einen Lieblingswunsch von Fräulein Eugenie zu zerstören . . . jetzt soll ich den alten Herrn noch durch einen Proceß verfolgen . . . und dazwischen erbieten Sie sich doch wieder zum Champion

für Herrn von Ambotten . . . seltsam das in der That, und Sie werden es wohl natürlich finden, daß ich einige Aufklärung wünsche, bevor ich mich von Ihnen zum Werkzeug der Absichten machen lasse, die Sie ohne jeden Zweifel bei alledem haben. . ."

„Das ist eine sehr beleidigende Voraussetzung," fuhr Allmer auf; „ich habe Ihnen immer ehrlich gesagt, was meine Ueberzeugung war."

„Gestatten Sie mir, mein werthester Herr Allmer, daß ich daran zweifle," fuhr Horst in seiner kühlen Ruhe fort. „Ich habe aus zufälligen Unterredungen, die ich mit Herrn von Ambotten und mit Fräulein von Schollbeck hatte, den Schluß gezogen, daß Sie beflissen gewesen sind, mir falsche Vorstellungen von meinen Nachbarn zu machen, und daß Sie in einem andern Verhältniß zu denselben stehen, als Sie vorgeben."

„Es kann mir sehr gleichgültig sein, welche Schlüsse Sie ziehen," versetzte Allmer aufspringend; „ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen noch sagen wollte. . ."

„Aber ich nicht das, was ich Ihnen noch sagen wollte, deshalb verweilen Sie noch einen Augenblick . . . Sie haben von meinem heutigen Abenteuer

mit Fräulein Eugenie gehört, das hat Sie beunruhigt, und deshalb haben Sie es für an der Zeit gehalten, Ihre letzte Karte auszuspielen, mich in einen Proceß wider Schollbeck zu hetzen — ist es nicht so?"

„Von einem Abenteuer ... das Sie mit Eugenie gehabt, hab' ich nichts gehört," fiel Allmer heftig ein, „aber ich rathe Ihnen," setzte er mit einer furchtbar ausbrechenden Leidenschaftlichkeit hinzu, „keine weiteren Abenteuer mit dieser Dame zu suchen, sonst jag' ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf, so wahr ich Allmer heiße!"

„In der That?" sagte Horst bitter auflachend; „so habe ich recht gesehen — das ist des Pudels Kern. Nun wohl, da ich ebenso große Lust habe, Sie für Ihre Verrätherei zu strafen, so kann ja uns Beiden geholfen werden ... haben Sie jetzt die Güte, mich zu verlassen ... ich bin Ihrer Sendung mit Vorschlägen des Wann? und Wo? gewärtig. Gehen Sie."

„Sie werden von mir hören," sagte Allmer und ging. —

Am andern Morgen, als Horst das Frühstück gebracht wurde, meldete ihm der Bediente, daß der

Herr Administrator in der Frühe abgereist sei, mit der Aeußerung, er werde nicht wieder zurückkehren.

„Desto besser!" sagte Horst, diesmal sehr beruhigt und ohne jeden Anflug von Selbstvorwürfen.

Als er ein paar Stunden später in den Hof hinabging, um satteln zu lassen und den Weg nach Schollbeck anzutreten, kam er an der offenen Thür von Allmer's Zimmer vorüber, aus dem eine Magd den Staub fortkehrte; in dem Kehricht lagen zerrissene Stücke eines Billets ... Horst nahm sie auf, und indem er sie zusammenfügte, las er die Worte:

„Nach einer längeren Erörterung, die ich eben mit meiner Tochter hatte, sehe ich mich zu meinem Bedauern gezwungen, Sie zu bitten, Ihre Besuche in meinem Hause nicht fortsetzen zu wollen. Seien Sie dagegen überzeugt, daß in der bewußten Angelegenheit mich nichts zu einem Schritte führen kann, der Sie compromittiren würde. Achtungsvoll von Schollbeck."

„Der ritterliche alte Herr!" sagte Horst lächelnd, „wie besorgt er ist, diesen Lügner nicht zu compromittiren! Und dies also ist der Schlüssel zu Allmer's Geständniß und Absichten von gestern Abend ...

Wie kann die Leidenschaft einen ehrlichen Menschen zum Schufte machen!"

Nach einer starken halben Stunde hatte er die Brücke vor Haus Schollbeck erreicht. Der Mann im Wächterhäuschen nickte diesmal, ehe er noch eine Frage nach der Herrschaft ausgesprochen, bejahend zu, und Horst überließ ihm die Sorge für sein Pferd. Dann schritt er der Eingangsthür zu; ehe er sie erreicht, trat ihm Eugenie im Morgenanzug, ein Körbchen mit Arbeit in der Hand, entgegen, sie wollte sich zu dem Platze im Schatten des alten Thurmes begeben. Als sie Horst erblickte, übergoß eine dunkle Röthe ihr Gesicht bis unter die Haarwurzeln. Ebenso verlegen, wie sie, streckte ihr Horst die Hand entgegen, die sie leise drückte.

„Sie kommen früh," sagte sie, „der Vater ist noch in seinen Zimmern."

„Ich komme früh, weil ich Ihnen viel zu sagen habe," versetzte Horst ... „es ist mir so, als hätte ich den ganzen Tag dazu nöthig und würde doch darin nicht fertig."

„In der That," antwortete Eugenie rasch mit wachsender Verlegenheit, „Sie haben gewiß viel, recht viel zu erzählen . . . und wir dagegen haben

Ihnen viel, recht viel zu zeigen; der Vater wird Sie nicht entlassen, ohne daß Sie alle seine Herrlichkeiten bewundert haben . . . kommen Sie, ich will Ihnen einen Vorgeschmack davon geben . . . es ist zwar grausam, daß ich den Vater um einen Theil seines Vergnügens bringe, aber ... ich möchte Ihnen etwas zeigen, das Sie gleich sehen sollen . . . kommen Sie hierhin, die Treppen hinauf!"

Horst war an Eugeniens Seite in das Haus eingetreten, in einen Flur, wo seltsame Geweihe von Dam- und Elenthieren über den dunkelgebohnten Thüren prangten. Eine Treppe mit schwerem Geländer aus Eichenholz führte in den ersten Stock, und der Treppenraum, der Corridor, zu welchen die Stufen führten, Alles zeigte, daß man sich im Hause eines Sammlers befand. In Schränken, auf Consolen, an den Wänden standen ausgestopfte Thiere aller Art; große Uhus und Raubvögel schwebten an Drähten aufgehängt von der Decke nieder; alte Bilder hingen über den Thüren. Als Eugenie eine von diesen öffnete, trat Horst in ein Cabinet, welches zur Hälfte eine Sammlung von Oelgemälden sehr verschiedenen Werths, wie es Horst bei einem flüchtigen Ueberblick schien, einnahm, während an der gegen-

überliegenden Wand Schränke standen, die mit Terracotten, Majoliken und altem Porzellan aller Art angefüllt waren.

„Und setzen Sie bei mir die Stimmung voraus, Fräulein Eugenie, daß ich das jetzt ansehen, bewundern soll?“ fragte Horst, seine Blicke zu dem jungen Mädchen zurückkehren lassend und ihr Auge suchend.

„Nein,“ versetzte sie, „Sie dürfen es jetzt nicht bewundern, da muß erst der Vater dabei sein, folgen Sie mir hierhin, in diesen Saal, in die eigentliche Kunsthalle, wie der Vater sagt.“

Horst schritt ihr folgend durch die offene Seitenthür in die „Kunsthalle.“ Es war ein Saal mit drei Fenstern, angefüllt mit Gemälden, mit schönen alterthümlichen Möbeln von vortrefflicher Schnitzarbeit, mit einer Menge kostbaren Alterthums, und dem mittleren Fenster gegenüber in einer Nische auf ihrem marmornen Sockel stand die Flora in ihrer ganzen Schönheit.

„Ihr Vater muß ein großer Verehrer von Kunst sein,“ sagte Horst, der Statue näher tretend, „daß sein Herz von einem Bildwerk so erwärmt wird, um ihm den Ofen zu ersetzen, der in andern Häusern diese Stelle einnimmt!“

„Und das ist Alles, was Sie dazu sagen?“

„Was soll ich sagen . . . es ist meine Flora!“ versetzte gleichmüthig Horst.

„Deren Verlust Sie so in Harnisch brachte, daß Sie einen Gypsabguß zum Fenster hinausschleuderten und mein Vater fürchtete, Sie würden ihn erwürgen, wenn . . .“

„In welchem Lichte mag dieser . . . dieser Allmer mich Ihnen dargestellt haben!“ sagte leise und fast flehend zu Eugenien aufblickend Horst.

„Es ist Ihre Flora,“ fuhr Eugenie fort, „und Sie“ — ihre Lippe zitterte vor Bewegung, als sie weiter sprach — „Sie werden sie jetzt zurückverlangen.“

Horst blickte in ihr Auge, das mit eigenthümlicher Spannung an seiner Lippe hing.

„Hängt Ihr Vater so sehr daran?“

„Mit seiner ganzen Seele!“

„Wie Sie an Falkenrieth, Eugenie . . . ebenso sehr? Antworten Sie mir, eben so sehr?“

„Und weshalb bringen Sie das damit in Verbindung?“

„Weil ich Ihnen dann einen Handel vorschlagen möchte. Nehmen Sie Falkenrieth zum Geschenke von mir an, und dagegen erspart mir Ihr Vater den

Verdruß, die Flora wieder in meinem Hause sehen und mich täglich an eine Handlung kindischer, kläglicher Leidenschaftlichkeit erinnern zu müssen!"

„Mein Gott," sagte Eugenie zitternd, „wie können Sie im Ernst glauben . . ."

„Daß Sie Falkenrieth von mir annehmen würden . . . in der That, Eugenie, es gehört eine große Verwegenheit dazu, es zu hoffen . . . Sie hielten mich für einen bösen Menschen, und ich mußte Ihnen ja nicht nur erst beweisen, daß ich ein guter und harmloser bin, sondern Sie mußten mir vorher auch ein wenig gut werden . . . und das, das hab' ich freilich nicht um Sie verdient, und es wird mir dabei vielleicht auch nichts helfen, wenn ich Ihnen eben das Alles sage, was so lang ist, daß ich in einem Tage nicht damit fertig zu werden meine . . ."

„Nun," sagte Eugenie ihm lächelnd die Hand hinstreckend, „so versuchen Sie's einmal . . . wir haben ja Zeit!"

Er zog leidenschaftlich ihre Hand an seine Lippen, die sie ihm anfangs ruhig überließ; aber mit einem leisen Schrei entzog sie ihm dieselbe plötzlich und rief aus: „Mein Vater!"

Eine Seitenthür hatte sich geöffnet, und Herr

von Schollbeck war eingetreten. Der alte Herr war offenbar sehr erschrocken, Horst vor seiner Flora zu sehen.

„Eugenie!“ rief er vorwurfsvoll aus ... und zugleich maß er mit verwunderten Blicken die Gruppe der beiden jungen Leute, die Beide eine gewisse Bestürzung nicht verkennen ließen; Eugenie flog auf ihn zu und warf sich in einer Weise an seine Brust, die durch die Situation gar nicht motivirt erschien.

Horst war unterdeß dem alten Herrn ebenfalls näher getreten.

„Wir haben von der Statue geredet, Herr von Schollbeck,“ sagte er verwirrt ... „und ich habe gewagt, Fräulein Eugenie einen Handel vorzuschlagen, bei dem es Ihrer Genehmigung . . .“

„O Sie wollen am Ende, ich soll für die Flora mein Kind hergeben,“ rief Herr von Schollbeck halb bestürzt halb gerührt aus.

„Nein, so viel ist die Flora nicht werth,“ fiel Horst rasch ein . . . „aber Fräulein Eugenie hat mir Hoffnung gemacht, daß Sie die Statue behalten würden, wenn ich erst alles das gesagt, was sie mir versprochen hat anzuhören!“

„Mußte ich das nicht?“ sagte Eugenie, zu Horst

aufblickend und dann das Auge wieder senkend . . . „Sie haben eine so fürchterliche Energie, sich Gehör zu verschaffen . . .“

„Nun, ich höre schon,“ fiel hier Schollbeck lächelnd und gerührt ein — „am Ende ist's doch so wie ich eben sagte — und ich will meine Genehmigung geben, wenn Sie mir versprechen, mein Kind nie wieder in eine Thurmkappe einsperren zu wollen, Sie böser Nachbar . . . aber nun kommen Sie herab, zum Frühstück in den Garten, wir müssen sehen, was Vetter Florens zu dem Allen sagt.“

Horst reichte Eugenie den Arm, um Schollbeck, der vorauf ging, zu folgen. So gelangten sie zu dem Frühstücksplatze im Garten, wo Florens von Ambotten ihnen mit einer etwas unsicheren Haltung entgegen kam. Horst bot ihm die Hand dar, indem er mit der wärmsten Offenheit sagte:

„Sie sehen mich ein wenig beschämt vor sich stehen, Herr von Ambotten — werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mein Unrecht einsehe?“

„O, ich glaube nicht, daß Sie so sehr Unrecht hatten,“ stammelte Florens verlegen.

„Wir hatten Alle ein wenig Unrecht,“ fiel Herr

von Schollbeck ein. „Da aber die Hauptschuldigen ihre Verbrechen durch eine strenge Haft im Thurm von Falkenrieth bereits gehörig gebüßt haben, so wollen wir die Vergangenheit ruhen lassen und unsere Gläser füllen auf das Wohl der Zukunft!“

„Und ich,“ sagte Horst, „werde das meine leeren auf das Wohl — der Herrin von Falkenrieth!“

Ende des [illegible]en Bandes.